

Hartmut König

Warten wir  
die Zukunft ab

Autobiografie

neues leben

## Über den Autor

Hartmut König, geboren 1947 in Berlin, war Mitbegründer der ersten deutschsprachigen DDR-Beatband TEAM 4 und des »Oktoberklubs« sowie Autor und Komponist zahlreicher Lieder (»Sag mir, wo du stehst«; Songtexte für den DEFA-Film »Heißer Sommer«). Er studierte Journalistik in Leipzig und promovierte 1974. Nach einer Tätigkeit beim Internationalen Studentenbund in Prag wurde er 1976 Sekretär des Zentralrates der FDJ, zunächst für Internationale Beziehungen, dann für Kultur und 1989 stellvertretender Kulturminister. Nach 1990 arbeitete er in einem Brandenburger Zeitungsverlag und lebt heute in der Gemeinde Panketal nahe Bernau.

## Über das Buch

Rückblick, Erinnerung, Erkundung – Hartmut Königs Autobiografie ist ein politisches Buch. Er berichtet, analysiert, stellt Fragen an Geschichte und Politik, nicht minder drängende an eigene Lebensentscheidungen und Haltungen. Stationen sind die Nachkriegskindheit in Ostberlin, wo er auf den Ruinenfeldern mit Thomas Natschinski spielt, mit dem er später TEAM 4 gründet. Zuvor hatte ihm Bruno Apitz, Autor des großen Buchenwald-Romans und Freund der Familie, Rot als Gesinnungsfarbe angeraten. Frühe Verse kommentiert Zirkelleiter Peter Hacks. Seine ersten Lieder singt er in dem von ihm mitbegründeten Oktoberklub. Als Funktionär des Zentralrats der FDJ ist er in der Welt unterwegs und mit diffizilen Problemen der Kunst im eigenen Land konfrontiert. Mit Atomspion Klaus Fuchs redet er über Gewissensfragen im Nuklearzeitalter, mit Walter Ulbricht über Spezialistentum, mit Samora Machel über Preispolitik, mit Mikis Theodorakis über den »Canto General«, mit Egon Krenz über Perestroika und wie es weitergehen soll in der DDR. Doch als Krenz der erste Mann im Staat wird, ist der Neubeginn bereits fragwürdig. Was suggeriert der Fall? Alle kommunistischen Experimente sind Totgeburten? Sachte! Der administrative DDR-Sozialismus hat das Klassenziel verfehlt, und Kommunismus gab es noch nie. Sein Gespenst wabert unerledigt über den Exerzierplätzen aller heutigen Mächte und hätte eine Chance auf reale Gestalt verdient. Denn so, wie sie ist, kann die Welt nicht bleiben, meint Hartmut König. Warten wir die Zukunft ab, wirft er der eigenen Skepsis entgegen.

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.  
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch aus-  
zugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

#### Bildnachweis

Michael Wetterhahn (56), Vent (61), Gert Tennhardt (69), Hans Pölkow (125),  
Golzsch (129), Privatier (134), Sheldon Ramsdell (196), Miroslav Martinovsky (201),  
Uwe Steinberg (209), Bahri (259), Aleyda Flores (294), Karl-Heinz Golka (306),  
Volker Hedemann (314), Andreas Ciesielski (325), Gabriele Senft (370, 381),  
Peter Koal (441, 448), Joana Dohrmann (542) sowie Archiv des Autors

ISBN Buch 978-3-355-01866-1

ISBN E-Book 978-3-355-50043-2

© 2017 Verlag Neues Leben, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann,  
unter Verwendung eines Fotos von Joana Dohrmann

Die Bücher des Verlags Neues Leben  
erscheinen in der Eulenspiegel Verlagsgruppe.

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

# Inhalt

- 7 **Monolog vorm Spiegel**
- 10 **Zufällig am Leben**
- 17 **Löwenzahn hinterm Ohr**
- 25 **Strolch und andere Natschinskis**
- 35 **Ein Onkel namens Bruno**
- 43 **Verse im Stimmbruch**
- 54 **Vierter bei TEAM 4**
- 68 **Mokka, Milch und Hootenanny**
- 84 **Die Lehrer tanzen**
- 91 **Das rote Haus**
- 102 **Ich war auch neunzehn**
- 107 **Patronenhülsen an der Wolga**
- 123 **Prinzip Oktoberklub – die frühen Jahre**
- 136 **Und bildet seine Leute**
- 154 **Also du bist der, der immer die Lieder macht?**
- 160 **Zwischen Dimitroffstraße und Senefelderplatz**
- 169 **Unruhiges Prag**
- 175 **Das Deutschland nebenan**
- 186 **Guten Morgen, UNO!**
- 199 **Prag, Platz des 17. November**
- 208 **Kooperation vor Abgründen**
- 217 **Brüderschaft**
- 224 **Hammel und Sichel**
- 231 **Afrika trommelt Freiheit**
- 248 **Aussichten im Nahen Osten**
- 260 **Von Peking Hauptbahnhof nach Pjöngjang**
- 272 **Hiroshimas Schatten**
- 281 **Scheidung auf amerikanisch**
- 301 **Freizeit – Kultur – Lebensart**

- 305 **»Lieder machen Leute« –  
die Singebewegung ab 1967**
- 321 **Welt – Musik – Festival**
- 336 **»Mit gebrochnem Reim heim«  
und andere literarische Diagnosen**
- 351 **Der Ostrock und der Westrock**
- 368 **Schwierige Etüden: Von BAP bis Bob Dylan**
- 376 **Das dritte »W«: Von Cocker bis Springsteen –  
die Konzerte in Berlin-Weißensee**
- 389 **Schalmei für Lederjacke –  
Udo Lindenberg im Ostwind**
- 408 **Du sollst nicht auf Beton säen!**
- 421 **Schlips am Molkenmarkt**
- 437 **Anekdoten mit Zeigefinger**
- 458 **Deutsche Demokratische Perestroika?**
- 475 **Honeckers Sturz**
- 482 **Welches einig Vaterland?**
- 512 **Blühblähen**
- 540 **Segel setzen**
- 
- 549 **Personenregister**

## Der Ostrock und der Westrock

Der Ostrock und der Westrock sind Zwillinge. Eine Abkunft, zwei Wesen. Nicht zeitgleich geboren, vertraute Körpernähe, aber aufgewachsen hinter der Grenzlinie der politischen und sozialen Milieus. Die gemeinsamen Wurzeln sind amerikanisch, liegen im Blues, in der Country- und Westernmusic, im Rock'n'Roll, der die technische Revolutionierung der Musikindustrie zur Voraussetzung hatte. Und sie sind britisch, denn die Rock'n'Roll-Rezeption im Vereinigten Königreich fokussierte sich bald auf die durch soziale Spannungen aufgewühlte Jugendmentalität in den englischen Industriegebieten am Mersey River. Hier schlug die Härte der Alltagserfahrungen auf die Motorik und Lautstärke. Mit rebellischem *Schlag* präsentierten sich in den Klubs zahlreiche Musikgruppen, von denen sich die Beatles gemeinsam mit den in London debütierenden Rolling Stones am spektakulärsten entwickelten. Diese britische Zündung elektrisierte die Welt als *Beatmusik* und erreichte unter diesem Label auch die DDR. »Love Me Do« oder »Please Please Me« – wir hörten die Songs der Beatles (natürlich nur als Konserve) zum Deutschlandtreffen 1964. Sofort gründeten sich auch in der DDR die ersten Beatgruppen. Eine davon war TEAM 4, zu dessen Erstbesetzung ich gehörte.

Olaf Leitner, in der alten Bundesrepublik ein guter Kenner des DDR-Rocks, beklagt in seinem Buch »Rockszenen der DDR – Aspekte einer Massenkultur im Sozialismus«, dass Thomas Natschinski und ich den Grundstein für jenen »liedhaften« DDR-Rock gelegt hätten, dem es gelungen sei, »das Raue und Wilde, das Ungehobelte, die Deftigkeit und latente Obszönität des echten Rock'n'Roll zu sabotieren«. Dies sei ein Reflex auf die Bedingung gewesen, unter der die Kulturfunktionäre in den sechziger Jahren eine DDR-spezifische Beatmusik zugelassen hätten: Texte in deutscher Sprache. Bleibt die Verdächtigung des Liedhaften Ansichtssache, so schreibt er in puncto

Funktionärs-Ukas Humbug. Deutsche Texte gehörten von Anfang an zum selbstgewählten Markenzeichen von TEAM 4. Englischsprachiges Nachsingen – kein Problem. Aber eigene Lieder nur auf Deutsch, an dieses Prinzip hielten wir uns eisern und unaufgefordert. Deutsche Texte, die man noch in ihren Nuancen verstehen konnte, waren und blieben später erst recht die Voraussetzung für eine Beat-/Rock-Ästhetik, die konkrete Lebensverhältnisse in der DDR abbilden und – mit zunehmender Schärfe – gesellschaftliche Entwicklungsprobleme thematisieren wollte.

Michael Rauhut, der nach der Wende eine kritische Bestandsaufnahme des DDR-Beats vorlegte – »Beat in der Grauzone« –, beschreibt den politisch affirmativen Textstil von TEAM 4 und fügt hinzu: »Auf das Konto der Band geht ... die Pionierleistung, ein halbes Jahrzehnt, bevor massenhaft andere Beatformationen nachzogen, eigene, muttersprachliche Songs von beachtlicher Güte geschrieben und gespielt zu haben.«

In den endsiebziger und achtziger Jahren erlebe ich die DDR-Rockgruppen sowie ihre bei uns auftretenden westdeutschen, europäischen und amerikanischen Pendanten vor allem aus der Sicht eines Veranstalters. Seit Mitte der siebziger Jahre hat die amerikanische Musikindustrie den britisch geprägten Terminus »Beat« getilgt und den Begriff »Rock«, unter dem die amerikanischen Beat-Unternehmungen zusammengefasst waren, auf die britischen Ursprünge ausgedehnt. So geht »Rock« als Genre-Etikett unangefochten um die Welt.

Der in der DDR parallel verwendete Begriff »Jugendtanzenmusik« ist keine semantische Vorsicht. Er soll vielmehr auf das wachsende Bedürfnis nach tanzbarer Musik hinweisen, deren Spektrum ja breiter ist als Beat-/Rockmusik. Dass dann auch die zweijährlich vom Zentralrat veranstalteten Werkstattwochen der Rockbands mit dem Begriff »Jugendtanzenmusik« belegt werden, ist inkonsequent. Aber keiner stört sich an der Titelei, sondern sieht zu, dass er delegiert wird. Da sind die Medien. Da sind die Talentescouts. Und da winken Förderverträge, die eine materielle und institutionelle Rückendeckung versprechen.

Als ich 1979 in das Büro des Kultursekretärs umziehe, hat sich in der DDR-Rockszene viel getan. Die Puhdys sind seit ihrer Debüt-LP

medial omnipräsent, haben ihrem deutschsprachigen Repertoire mit der Bestseller-LP »Rock'n'Roll Music« – einfach mal, um zu zeigen, wie's geht – schöne Cover-Versionen englischsprachiger Hits hinzugefügt. Die Puhdys-Scheiben sowie Platten von Veronika Fischer und Band, der Stern Combo Meissen, der Gruppen CITY, Karat, electra, Kreis, Lift, Bayon und Engerling oder Stefan Diestelmans Folk Blues Band halten das beachtenswerte Niveau der DDR-Rockszene fest. Songs von Nina Hagen, die die DDR nach der Ausbürgerung Biermanns verlassen hat, und der Renft-Gruppe, die 1975 verboten wurde, tun das auch, aber werden öffentlich nicht mehr gespielt. Dabei sind sie so wenig aus dem Gedächtnis getilgt wie die von Günther Fischer vertonten Stücke auf den Manfred-Krug-LPs. Die sind nach Krugs Ausreise ebenfalls in die mediale Tabuzone gefallen. »Das war nur ein Moment«? Bei den Leuten keineswegs. Aber was hält die Songs im Kopf? Der Reiz des Verbotenen? Die kleinen politischen Stacheln wie Krugs spät bemerkte Lautmalerei »Dubček(e)dickeda«? Alles Details am Rande. Die persönlichen Lebensmomente, für die sie eine sinnliche Schallfolie waren, haben die Songs lebendig gehalten. Ausradieren ist da so engstirnig wie vergeblich.

DDR-Rockmusiker sind zumeist gut ausgebildet. Geradezu legendäre Verdienste hat sich dabei die Spezialklasse für Popmusiker erworben, die Anfang der sechziger Jahre an der Musikschule Berlin-Friedrichshain eingerichtet wurde. In diese mehrjährige Ausbildung kamen zumeist Musiker, die bereits ausgebuchte Tourenpläne hatten und ihre Lehrzeit von der Bühnenzeit abknapsten. Ihr Riesenerfolg, von dem die Elite der DDR-Rockmusik profitierte, wurde selbst an den Hochschulen für Musik, die gleichfalls Klassen für Tanzmusik führten, mit Staunen zur Kenntnis genommen.

Als erfolgreicher Veranstalter hat die FDJ ein enges Verhältnis zu den meisten DDR-Rockgruppen. Aber sie verkennt auch nicht den Pragmatismus, der die Bands zu ihr lenkt. Schließlich ist der Zentralrat auch *Zahlrat* und lässt sich mit seinen Bezirksleitungen rund um die Republik pausenlos Treffen und Feste, später sogar Open-Air-Konzerte einfallen. Er ist seit 1983 Mitveranstalter von »Rock für



den Frieden« und schickt Gruppen zu den Pressefesten befreundeter Jugendorganisationen in Westeuropa. Damals kann die »Reisefähigkeit« eines Musikers, also die Erlaubnis, im Westen zu gastieren, ein entscheidendes Kriterium für die Besetzung in einer führenden Rockband sein. Gruppen, die sich von einem durch alle Raster gefallenen »schwarzen Schaf« aus künstlerischen und moralischen Gründen nicht trennen wollen, haben dann keine Westgastspiele und kämpfen um dieses Statussymbol.

Beispielsweise Silly. Tamara Danz ruft 1983 bei Egon Krenz, damals noch FDJ-Chef, in einer dringenden Sache an. Der ist aber nicht da, und das Telefonat landet bei mir. Tamara und ich kennen uns aus der Zeit im Oktoberklub. Der Ton ist auch deshalb freundlich. Das Problem sei akut, aber nichts fürs Telefon. Ob sie vorbeikommen könne. Natürlich. Aber wie käme sie vom Kino »Colosseum« an der Schönhauser Allee schnellstens zur FDJ Unter die Linden? Ich sage arglos: U-Bahn bis Alexanderplatz, S-Bahn bis Friedrichstraße. Sie fragt, ob ich ein Auto schicken könne. Also holt sie mein Fahrer Gerhard ab. Ankunft, Küsschen, was gibt's und sofort das Thema »Reisefähigkeit« der Gruppe. Seit langem hätte es trotz vieler Anfragen keine Reisebewilligungen gegeben. Sie habe das Gefühl, dass das in ihrer Person begründet liege, und bitte um Aufklärung. Wir müssten doch verstehen, dass eine Gruppe ohne Visa für das KA (Kapitalistisches Ausland) seine Top-Musiker nicht halten könne. Ein demütigender Zustand für alle, lähmend für die künstlerische Produktion und undankbar für bisherige Leistungen. Ob Egon nicht ein neuntes Weltwunder bewirken könne.

Ich verstehe sie gut und sage, wir würden es bei der Staatssicherheit versuchen. Noch ein bisschen Smalltalk, Küsschen und mit Gerhard retour. Später stempelt man den Silly-Pässen tatsächlich die erhofften Visa ein. Ob unser Einspruch bei der Staatssicherheit oder das Machtwort eines Höheren im Politbüro maßgebend war, entzieht sich meiner Kenntnis. Tamara stirbt im Sommer 1996 an Krebs, und der Journalist Alexander Osang publiziert in der »Berliner Zeitung« Gesprächsnotizen mit ihr. Darin findet sich eine gewendete Lesart ihres Besuchs: Tamara will mit Krenz über ihren Ausreiseantrag sprechen.

Der sei im Ausland, deshalb hätte man ihr König auf den Hals geschickt. König lässt Danz mit einem schwarzen Wolga abholen und fragt die Ahnungslose noch, was sie überhaupt von ihm wolle. Die versteht die Welt nicht mehr, ruft noch, sie wolle raus, und macht frustriert auf dem Absatz kehrt. Das soll sich 1986 abgespielt haben, was schon deshalb nicht sein kann, weil Krenz da schon seit Jahren kein FDJ-Chef mehr war.

Wie und warum die Wahrheit sich dermaßen bog, ich weiß es nicht. Vielleicht war es Tamaras Trauer über vermeintlich verlorene Zeit, vielleicht ihr aufgetauter Zweifel an einigen politischen Zugeständnissen. Einmal trafen wir uns bei einem Empfang, den Erich Honecker für die DDR-Friedensbewegung gab. Anderntags ragte ein Foto aus den Zeitungen: Die Rock-Ikone im Gespräch mit dem Staatsratsvorsitzenden. Als ich Tamara etwas später zu Hause in Münchehofe besuchte, schickte sie die Westreporter in die Küche und zeigte mir diesen Zeitungsausschnitt an ihrem Memoboard.

Lange sind Friedensthemen eine inhaltliche Konstante in der DDR-Rockmusik. Als die erste Veranstaltung von »Rock für den Frieden« 1982 über die Bühne des Palastes der Republik geht, sind fast alle führenden Bands vertreten. Mit der Zeit entsteht eine beachtliche Auswahl schöner Friedenssongs. »Der blaue Planet« ist vielleicht der bekannteste geworden. Der Text stammt von Norbert Kaiser. Karats Lied ist noch ganz frisch, als Herbert Dreilich es im Zentralrat der FDJ für eine Veranstaltung auf dem Berliner Bebelplatz vorschlägt und ein Demo-Band abspielt. Um ehrlich zu sein – unsere Begeisterung bleibt auf dem Teppich. Das Thema passt natürlich gut ins Konzept, aber nie würde ich darauf wetten, dass der Song einmal derartig Furore macht. Bandmitglied Bernd Römer, der bei dem Gespräch anwesend war, erzählt mir später, das Lied sei noch nicht fertig arrangiert und aufgenommen gewesen. Nicht als Paukenschlag, eher wie ein geduldig Aufmerksamkeit forderndes Klanggewebe kommt der Song uns zu Bewusstsein und zu jener Bedeutung, die er bis heute hat.

Mit zwei Gruppen habe ich damals engeren persönlichen Kontakt. Eine ist NO 55. Ihr Name ist der Berliner Postanschrift entliehen,

an der Bandgründer Georgi Gogow wohnt. Der Gruppenname wird zu Enno eingekürzt, als die Post Windrichtungsangaben wie Nordost cancelt. Gogow, den alle Joro nennen, und Gisbert Piatkowski haben sich von der Gruppe CITY getrennt und mit dem Trommler Peter Krause sowie dem Sänger Frank Gahler (Gala), der von Monokel kommt, die Gruppe NO 55 formiert. Bandmanagerin ist Traudl Gogow. Den CITY-Leuten fehlt »am Fenster« nun Joros markante Geige. Schon bei »Rock für den Frieden« 1982 präsentiert sich NO 55 in bester spielerischer Qualität und tourt noch im selben Jahr mit dem aus der Kampagne »Rock Against Racism« bekannten Tom Robinson durch die DDR.

Mit Freunden treffen wir uns recht oft bei Joro und Traudl in der Prenzlauer Allee oder bei mir im Scheunenviertel. Wir singen, spielen und reden buntes Zeug. Ich vergesse dabei den Funktionärsalltag. Joro vertont auch ein paar Texte von mir. Zum Beispiel »Wenn es ans Leben geht«, den Abschlusssong für die Veranstaltung »Fünf Jahre Rock für den Frieden« oder »Der alte Dorn«. Später schreibe ich ihm noch den Großteil der Texte für die AMIGA-LP »Mama Blues Project – Stormy Spring«. Unter Pseudonym, und manches – nur dieses eine Mal – in englischer Sprache. Der Sänger Gala, gleichfalls Autor einiger Songs der LP, wird auf dem Plattencover zitiert: »Wir, das sind siebzehn Musiker aus verschiedenen Bands, wollten ohne lange zu labern, schubladengrenzenüberschreitend eine Bluesschallscheibe zubereiten. Vor allen technischen Raffinessen hatte der Spaß, die Platte herzustellen, den absoluten Vorrang ...«

»Stormy Spring« erscheint 1989. Das ist die Zeit der Bluesmessen unter dem Kreuz des Herrn. Wer anonym schreibt, hält beim Erscheinen der LP besser die Klappe über seine keineswegs unpolitischen Intentionen. Natürlich wollte ich dem immer mehr auf Kirchenseite vereinnahmten Blues mal wieder eine weltliche Verbreitung gönnen. Joro schreibt mir etwas überschwänglich auf die Plattenhülle: »Für den besten Texter, mit dem ich je was zusammen gemacht habe! Für Hartmut von seinem Freund.« Dreieinhalb Jahre später, zum zwanzigjährigen Bandjubiläum, spielt er wieder bei CITY. Ich bin zum Konzert im Lindenpark Potsdam eingeladen, aber einige in der Band

scheinen über meine Anwesenheit wenig erfreut zu sein. Was will der Ex-Funktionär hier, dem sich Joro zu sehr genähert hat? Der Duzfreund von Traudl noch dazu, der man die CITY-Spaltung anlastet und von der später bei Toni Krahl zu lesen sein wird, sie hätte mit der Staatssicherheit geflüstert. Ich habe mit Spaltung und Geflüster nichts zu tun. Aber es ist eben die Zeit, wo Freundschaften neu geordnet werden. Joro versteht und grüßt bald nach Traudls Tod mit knapper Geste. Unsere Freundin ist im August 1996, sechsundsechzigjährig, in ihrer Wohnung umgefallen und war einfach tot.

Ach Traudl! Wenn sie die zweite Flasche Weißwein entkorkt hatte, sang sie gern »Bespartinij Anarchist«, den parteilosen Anarchisten, in feinstem Russisch. Welche Zeile träfe ihr Leben wohl besser, denke ich, als ich meine Trauerrede schreibe. Die fünf Kinder von drei Männern haben mir unbekannte Momente aus dem Leben ihrer Turnschuhmutter erzählt. Die Flucht von Breslau ins Brandenburgische, ihre FDJ-Zeit und die Liaison mit Ludwig Joseppowitsch, von der zwei Kinder und der Geschmack eines zermürenden Ehealltags blieben. Später Emilio, der Grenzgänger römischen Geschlechts, der links und rechts der Berliner Mauer ein bisschen schmuggelte, bevor Traudl heimlich seine Koffer packte und in einem Schließfach deponierte. Schlüssel zum Abschiedsfrühstück. Kein Hass, keine Rachsucht, dafür zwei prächtige Töchter. Schließlich die verrufene Hafenbar in Berlins Mitte mit ihrem Stammgast Traudl in silberner Perücke. Joro, der Bulgare, spielte »Paloma blanca«, und Traudl war hin. Ihr Spruch »Drei Männer muss man haben« erfüllte sich mit dem zwanzig Jahre Jüngeren.

Ihr dritter Sohn wurde geboren, und NO 55 ebenfalls. Als Bandmanagerin kämpfte sie sich durch den Dschungel der Equipment-Beschaffung, besorgte schnelle Gigs und Tourneen. Ein gigantischer Markt war die Sowjetunion mit den beliebten Rubel-Honoraren. Eine heiße Quelle für die Trabant-Beschaffung, selten für den Eigenbedarf. Im Moskauer Hotel »Peking« ist sie schon einmal umgefallen. Herzinfarkt. Sie quittierte dem sowjetischen Arzt ihre Weigerung, ins Krankenhaus zu ziehen. Joro schlief über der Nachtwache ein. Morgens saß Traudl an der Hotelbar beim zweiten Kaffee und rauchte die dritte Duett. Wegen ihrer Qualmerei trägt sie den Spitznamen »Leuna 2«.

Und brät ihre Enten, deren Güte von einem illustren Publikum geprüft wird. Von Udo Lindenberg zum Beispiel, dem ich während unserer Gastspielverhandlungen als Privatadresse die Prenzlauer Allee empfohlen habe.

Vor der Weißenseer Friedhofskapelle bittet Joro, der sich unlängst von Traudl getrennt hat, ich möge ihm die Trauerrede vorab zu lesen geben. Denkt er, ich würde das ärgerliche Geraune von »gestohlener Jugend« erwähnen? Das liegt mir fern. Joro sagt: Was für ein schöner Nachruf! Die Dame vom Bestattungsinstitut meint, noch nie hätte sie eine so fröhliche Gemeinde erlebt, die am liebsten klatschen und tanzen würde.

Jürgen Matkowitz, den Chef der Gruppe Prinzip, kenne ich seit meiner Leipziger Studentenzeit, als unsere Singegruppe mit der Renft-Gruppe, deren Mitglied Matko damals war, probte und auftrat. Während seiner Armeezeit und seiner Zusammenarbeit mit der Schikora-Band haben wir den Kontakt verloren, dann aber bei verschiedenen Gelegenheiten wie den Suhler »Werkstattwochen der Jugendtanzmusik« den alten Draht wieder zu einer Freundschaft geknüpft, die bis heute hält.

Mir gefällt Prinzips geradliniger Rock, ohne Schnörkel und Triller. Ziemlich wild und ungestüm. Matko spielt, singt, komponiert, textet (manchmal) und ist ein Technik-Freak, was im Beschaffungswirrwarr jener Zeit eine kostbare Gabe ist. Deshalb auch die rote Arbeits-Latzhose, die ihm der mosambikanische Staatspräsident, Samora Machel, bei einem Prinzip-Auftritt in Maputo abluchsen will. Nach der Wende kommt Matko sein Technik-Faible zugute. Er entwirft und performt Lasershows, schießt musiksynchrone Feuerwerke in den Himmel. Manchmal nimmt er noch die Gitarre zur Hand. Verlernt hat er nichts. Vergessen auch nicht.

Und wenn wir schon bei der Technik sind: Der sozialistische Markt muss angesichts der elektronischen Westinnovationen resigniert abwinken. Der Zoll hat wegzugucken, wenn irreguläre Importe, oft zu üblem Umrechnungskurs erworben, die Grenze passieren. Aber anders würde ein moderner Veranstaltungsbetrieb in der DDR gar

nicht mehr funktionieren. Und nicht nur Westtechnik ist schwer zu beschaffen. Auch die Transportfahrzeuge sind Mangelware und tausendmal geflickt. Wenn ich die Tagesreise zu den Suhler Werkstattwochen antrete, muss ich mir unterwegs die Bands notieren, deren LKWs auf der Autobahn schlapp gemacht haben. Manchmal haben die Pannen Auswirkungen auf das Programm.

Wir sehen besorgt, wie die bekannteren Formationen unendlich viel Geld in ihre technischen Studio- und Bühnenausrüstungen stecken, während die Newcomer hier schon ihre frühen Beschränkungen erleben. Das Schallplattenlabel AMIGA kann bei den international gängigen technischen Standards nicht mithalten, deshalb weichen die Bands oft in eigene, privat finanzierte Studios aus. Zudem haben internationale Top-Bands bei ihren Veranstaltungen in der DDR mit ihrer Beschallungs- und Beleuchtungstechnik Maßstäbe gesetzt. Einige hunderttausend Mark Investition in die Ausrüstung einer DDR-Band ist keine Seltenheit. Ich habe vielleicht einen Verbesserungsvorschlag und melde mich bei Alexander Schalck-Golodkowski an, der schon die Eidophor-Wände für den Palast der Republik besorgen ließ.

Wer Egon Krenz nahesteht, bekommt beim Koko-Chef schnell einen Termin. Es ist hierzulande noch nicht die Zeit, aber auf dem Tisch stehen Kirschen. Alles klar. Ich nenne das Problem und schlage vor, mit Schalcks Hilfe ein Studio nach modernstem Standard einzurichten, in das sich DDR-Gruppen einmieten könnten. Der Koko-Chef findet das nicht abwegig. Für eine Kalkulation müssten wir ihm aber noch zwei Dinge nachreichen: das benötigte technische Inventar und eine Liste von Westgruppen, die das Studio zu günstigen Valuta-Bedingungen buchen würden. Anders geht's nicht, sagt Schalck. Ohne Refinanzierung keine Investition. Das verstehe ich, aber dazu bräuchten wir einige Zeit. Ich habe auch nicht bedacht, dass diverse DDR-Bands noch mit den Amortisationen ihrer eigenen Studio- und Bühnentechnik beschäftigt sind. Die mieten sich nirgendwo ein. Überdies beginnt es in der Szene zu brodeln. Die Idee verfällt.

Wann eigentlich setzte dieses Brodeln ein? Das weiß keiner auf den Tag genau. Die Weigerung, den kulturpolitischen Signalen der Institu-

tionen zu folgen, schlich sich an. Jedenfalls hält es der FDJ-Zentralrat im August 1987 für geraten, mit Vertretern der Sektion Rockmusik des Komitees für Unterhaltungskunst und der musikverbreitenden Medien darüber zu reden. Zu jener Zeit gibt es in der DDR 110 Berufs- und mehr als 2000 Amateurrockgruppen. Dazu kommen noch 120 Berufs- und über 5000 Amateurdiskotheken, die das Rockrepertoire verbreiten.

Die FDJ-Führung fragt sich damals, wie die aus ihrer Sicht »komplizierter verlaufende Entwicklung« der DDR-Rockmusik in inhaltlicher, organisatorischer und materiell-technischer Hinsicht so beeinflusst werden kann, dass sie sich »weiterhin offensiv und souverän in ihrer Eigenständigkeit« beweist. »Rock für den Frieden 1987« hatte klar gezeigt, dass unter den Bands die Bereitschaft gesunken war, politische Themen – Frieden, internationale Abrüstung, Solidarität der Völker, Anti-Apartheid – aufzugreifen. Was mit Bedenken gegen eine »politische Überfrachtung« begründet wird, ist im Kern die sich verschärfende Forderung, Kulturpolitik und Medien mögen ihre Scheuklappen bei gesellschaftskritischen Texten ablegen. Engagierte Lieder dürften sich nicht auf weltpolitische Themen beschränken, sondern müssten die bewusste Auseinandersetzung mit Problemen und Widersprüchen der gesellschaftlichen und individuellen Entwicklung im eigenen Land einschließen. Die Zeit der Ausflüchte in Unverbindlichkeit und ambivalente Metaphorik solle ein Ende haben. Autoren, die mit gesellschaftspolitischem Engagement Klartext schreiben wollten, erwarteten mehr Offenheit. Politische Gremien, Veranstalter und Medien unterschieden sich nur im Grad ihrer Ängstlichkeit. Das sind raue Töne.

Staatssicherheitsminister Erich Mielke schickt am 30. Januar 1987 eine Information an Egon Krenz, dass die Entpolitisierung von »Rock für den Frieden« voranschreite und die jüngste Ausgabe des Festivals von Eklats überschattet gewesen sei: Tamara Danz hätte den gemeinsam mit Karat produzierten Friedenstitel »Glocke 2000« mit der Begründung nicht mitsingen wollen, dass sie dann ein Jahr lang nur noch mit diesem Song im Fernsehen präsent wäre, statt mit ihren »problematischeren Liedern«. Der Texter der Gruppe, Werner Karma,

habe es im Gespräch mit mir abgelehnt, einen Song gegen die südafrikanische Apartheidpolitik zu schreiben, solange nicht seine sozialen Probleme als DDR-Bürger gelöst seien und andere, kritische Töne veröffentlicht würden. Auch wenn Karma, den ich schon aus Oktoberklub-Zeiten kenne, das weniger scharf formulierte, der Inhalt stimmt. Rock *für* den Frieden ist eben auch Rock *im* Frieden, und da türmt sich Unausgesprochenes.

Die FDJ-Führung sucht nach einer Haltung und dekretiert: Was im Sinne des gesellschaftlichen Fortschritts problematisiert wird, darf in keine Tabuzone fallen. Was aber in Inhalt und Form zu antisozialistischer Mode gerinnt, liegt jenseits jedweder Förderung. Weniger der Grundsatz als seine Ausdeutung stiftet in allen Lagern Verwirrung.

Da sind gewisse »Altlasten«. Beispiel: Die Gruppe Pankow hat in »Paule Panke« Anfang der achtziger Jahre einen Lehrlingsalltag – nach institutioneller Lesart – als unentrinnbar öde besungen. Ein Fehlurteil, hört man genauer hin und bedenkt die kräftige Selbstmotivation »Komm aus'm Arsch«. Aber alle Entscheider (ich war in der Sache keiner, teilte aber ihre Meinung) blieben bei dieser Kost vernagelt. Die Platte kann erst um die Wendezeit erscheinen. Anders dagegen Pankows viel stärkerer Tobak 1988: *Dasselbe Land zu lange gesehen, dieselbe Sprache zu lange gehört, / zu lange gewartet, zu lange gehofft, zu lange die alten Männer verehrt*. In Suhl erregt sich über den Songtext zwar der 1. SED-Bezirkssekretär, Hans Albrecht, dennoch bleiben die Platten im Handel und die Songs im Äther. Nur das Fernsehen bremst. »Starker Tobak« ist in den Institutionen inzwischen zur Ansichtssache geworden. Am Ende führt selbst ein Kreis jüngerer ZK-Mitglieder solche Widerworte gegen die greise Führungsriege im Mund. Aber da sind sie kein Wagnis mehr.

Anfang März 1989 – ich bin gerade sechzig Tage als Kulturminister-Vize im Amt – versucht ein Kongress für Unterhaltungskunst den Balanceakt, zwischen kulturpolitischen Prämissen (»Haltung in der Unterhaltung«) und drängender vorgetragenen Einsprüchen aus der Künstlerschaft zu vermitteln. Diese erwartet vor allem größere inhaltliche Freiräume, aber auch die Verbesserung materiell-technischer und sozialer Arbeitsbedingungen sowie den Abbau bürokratischer



Hürden im Veranstaltungsalldag und bei Auslandsgastspielen. Ich rede von einem »Publikum, das sorgfältig auswählt, das bei Geselligkeit, Entspannung, Kommunikation Ehrlichkeit will und Wahrhaftigkeit«. Es gehe um eine »Kunst, die sich ... sensibel den tatsächlichen Lebensprozessen zuwendet«. Die massenhafte Wirkung vieler Genres der Unterhaltungskultur stelle die Künstler vor keine geringe Verantwortung. Deshalb müssten »Selbstbefragungen über mögliche Wirkungen einer Arbeit nicht sofort und kurzschlüssig als Selbstzensur abgetan werden«. Aber das ist vermutlich noch Konsens. Es geht vielmehr um das tatsächliche Klima im Veranstaltungsalldag und um Tabus in den Medien. Der Kongress mit einigen praktischen Problemlösungen kittet noch einmal das Größte. Man könnte sogar den Eindruck haben, die Forderung nach ungezügelter Widerspruchs- und Konfliktgestaltung würde nun besser gehört. Der Rufer Gerhard Gundermann argumentiert eine lange Konferenzpause hindurch mit Kurt Hager.

Der Eindruck verflüchtigt sich. Bald spitzen sich die Auseinandersetzungen zu. Irrwege des heimischen Sozialismus-Projekts werden öffentlich kritisiert. Am eindringlichsten in der Resolution, die Unterhaltungskünstler ab dem 18. September 1989 zirkulieren lassen. Tage zuvor hat das Neue Forum seinen programmatischen Aufruf »Aufbruch 89« veröffentlicht. Eine Gruppe von Rockern traf sich daraufhin mit Bärbel Bohley. Es war abzusehen, dass die damalige DDR-Führung nicht bereit sein würde, das Neue Forum zuzulassen. Kurt Hager bedeutete mir unter vier Augen: »Wie kämen wir dazu, der Konterrevolution Tür und Tor zu öffnen?«

Die unterzeichnenden Unterhaltungskünstler begrüßen hingegen ausdrücklich, dass »Bürger sich in basisdemokratisch organisierten Gruppen finden, um die Lösung der anstehenden Probleme in die eigene Hand zu nehmen«. Man habe den Aufruf des Neuen Forums gelesen und vieles darin gefunden, was man selber denke. Allerdings entscheiden sich die Unterhaltungskünstler für einen eigenen Text. Darin begründen sie ihre Besorgnis über den augenblicklichen Zustand der DDR, den Weggang vieler Altersgenossen, die Sinnkrise des Sozialismus und die »unerträgliche Ignoranz der Staats- und Partei-

führung«. Es ginge nicht um Reformen, die den Sozialismus abschaffen sollen, sondern um solche, die ihn weiterhin im Lande ermöglichen. Das Anwachsen rechtsextremer und konservativ-nationaler Elemente sowie das Beliefern gesamtdeutscher Anschauung seien ein Ergebnis fehlenden Reagierens auf angestaute Widersprüche und historisch unverarbeitete Tatsachen.

Ihren Worten »Wir wollen in diesem Land leben, und es macht uns krank, tatenlos mit ansehen zu müssen, wie Versuche einer Demokratisierung, Versuche einer gesellschaftlichen Analyse kriminalisiert bzw. ignoriert werden« folgt der Aufruf zum Dialog und zu einer Öffnung der Medien für die Probleme der Gesellschaft. Dieser Text ist nicht totzuschweigen, auch wenn die DDR-Medien keine Silbe verlauten lassen. Zehntausenden Besuchern wird er in Konzertveranstaltungen zur Kenntnis gebracht. Und die hereinstrahlenden Westmedien überschlagen sich sowieso.

Der Zentralrat der FDJ versucht, die Rocker und Liedermacher zum Verzicht auf das öffentliche Verlesen der Resolution zu bewegen. FDJ-Chef Eberhard Aurich äußert diese Bitte in einem Brief und führt danach ein Gespräch mit Toni Krahl, Tamara Danz, André Herzberg, Gerhard Gundermann und weiteren Unterzeichnern. Die Berichterstattung der »Jungen Welt« über das Treffen empfinden die beteiligten Künstler als irreführenden »Vertrauensbruch«. Sie fordern von der Zeitung den Abdruck ihrer »Klarstellung«, die am 13. Oktober 1989 auch erscheint. Tenor: Aurichs Bitte zur Kenntnis genommen, aber Verzicht auf öffentlichen Vortrag erst, wenn die DDR-Medien ihre Resolution veröffentlichten. Richtig, sie hätten beim »Neuen Forum« nicht unterschrieben, aber unterstützten den Versuch von Bürgern, sich basisdemokratisch zu organisieren. Richtig, sie fänden Westmedien als Vermittler ungeeignet, deshalb ja die Forderung an die eigenen Medien, diese Funktion wahrzunehmen. Richtig, man wolle gemeinsam über Konzerte von »Hierbleibern für Hierbleiber« nachdenken, habe aber gleichzeitig über Auftrittverbote und Verhaftungen von Unterzeichnern informiert. Richtig, Verantwortung für den Sozialismus wolle man übernehmen, lehne aber Gewalt in der politischen Auseinandersetzung ab und befürchte einen »himmlischen

Frieden«. Sollte durch den »Junge Welt«-Bericht der Eindruck entstanden sein, man habe sich punktuell von der Resolution verabschiedet, so sei er irrig.

Die Karten liegen nun offen auf dem Tisch. Aber was die Partei- und Staatsführung als letzten verzweifelten Ruf nach Demokratisierung des Sozialismus und Stabilisierung der DDR hören müsste, ist ihr noch immer ein Ärgernis.

Einen Tag nach der Veröffentlichung der »Klarstellung« überlebt keine Flasche meinen 42. Geburtstag. Ich ertappe mich bei abartigen Flüchen mit Vokabeln wie Undank und politische Unvernunft. Die Resolutionäre mögen ihren Aufschrei ehrlich meinen, aber er kommt zur verdammten Unzeit. Sie benehmen sich wie Zauberlehrlinge, die die Damnbrüche, die sie riskieren, weder wollen noch beherrschen können. Bei klarem Verstand müsste ich mich fragen, weshalb ich den Beschreibungen unserer Malaise mehr umstürzlerisches Potential beimesse als den gesellschaftlichen Zuständen selbst.

Am 16. Oktober sind Schnaps und Lust auf falsche Flüche aus dem Blut. Ich schreibe dem Chefredakteur der »Jungen Welt«, Hans-Dieter Schütt, einen Brief und danke ihm für den Abdruck der »Klarstellung« wie anderer Nachdenklichkeiten, die Künstler im FDJ-Blatt nun unzensiert äußern durften. Nach der Ablösung Erich Honeckers wollen wir über das Ministerium wenigstens noch erreichen, dass die restriktiven Maßnahmen gegen Künstler, die die Resolution verletzen haben, zurückgenommen werden, und erwägen finanzielle und Rechtshilfe durch das Komitee für Unterhaltungskunst. Aber da hört zu chaotischer Zeit schon keiner mehr hin.

Im selben Jahr 1989 feiern die Puhdys den 20. Jahrestag ihres ersten (Freiberger) Konzerts. Ich bin amtlich eingeladen, aber die Gratulation gerät nicht förmlich. Wir kennen uns zu lange. Man trifft sich im alten »Ahornblatt« an der Berliner Fischerinsel, einem international beachteten Bauwerk sozialistischer Moderne, das nach der Wende aus Grundstückshunger abgerissen werden wird. Noch keine Rockerrente in Sicht, dafür alle Gassenhauer der Nationalpreisträger im Ohr: Die schönen Lieder aus der »Legende von Paul und Paula« oder »Alt wie

ein Baum«, »Lebenszeit«, »Vorn ist das Licht« ... Die Songs wirbeln in der Erinnerung wie Kalenderblätter.

Übrigens treffe ich im »Ahornblatt« zum ersten Mal Olaf Leitner persönlich. Mir ist all die Jahre eingeredet worden, er hätte die Abwanderung von DDR-Rockern in den Westen persönlich gefördert. Entsprechend fällt der Handschlag aus. Er muss das Gerücht kennen, denn er dementiert es sogleich mit einer Entschiedenheit, die ihre Logik hat. Er habe die Wege der DDR-Gruppen zu jeder Zeit mit Empathie verfolgt. Wie sollte es ihm da gleichgültig gewesen sein, was mit denen geschieht, die ihre Wurzeln verlieren? Dann ist das mal klarer und der Ton freundlicher. Wir sehen uns nie wieder, telefonieren nur einmal kurz.

Als die DDR untergeht, ist ihre Rockmusik ein abgeschlossenes Sammelgebiet. Oder doch nicht? Was in den bekannten Ex-DDR-Bands neu entsteht, will offensichtlich in gar keine separaten Schubladen. Die besten alten Songs überleben als Ohrwürmer. Neue Titel, so erdig und zeitnah sie sich in die Programme einfügen, haben als populäre Lehne immer das Altpertoire. Kunststück! Es begleitete viel Lebenszeit und klebt an den Ostdeutschen als vitales Erbe. Als die Puhdys im Februar 2016 wieder einmal ihr letztes Konzert geben, verabschieden sie sich denn auch mit einem alten Hit. Frontmann Maschine sagt, sie hätten ihn bei »Rock für den Frieden« im Palast der Republik vorgestellt. Den Palast gäbe es nicht mehr, aber das Lied sängen sie immer noch: »Das Buch«. Das Publikum jubelt und singt mit. Es kennt jede Zeile.

Ich möchte noch eine traurige, aber in ihrer Solidarität großartige Episode aus der Nachwendezeit erzählen. Bei einer Feier von Stern Meißen treffe ich Reinhard Fißler, den anderthalb Jahre jüngeren Ex-Sänger der Gruppe. Er leidet an der unheilbaren Nervenkrankheit ALS, und die Lähmung hat nahezu seinen ganzen Körper erfasst. Er ist an das Bett und das Beatmungsgerät gefesselt. Helfer, die sich bei der 24-Stunden-Betreuung abwechseln, haben ihn in einem Kleintransporter hergefahren. Seine herausragende Rolle bei Stern Meißen und anderen Formationen, nach der Wende unter anderem beim

sogenannten »Sachsendreier« – also Stern, electra und Lift – hat jedes Rockgedächtnis parat. Aber Reinhard's unglaublichen Lebensmut, seinen eisernen Willen zur Kommunikation und zu künstlerischer Arbeit erfährst du in seinen eigenen Worten nur, wenn du dich über ihn beugst und ihn sagen hörst: »Man darf sich nicht aufgeben. Man muss sich seine Aufgabe suchen.«

Als ich ihn in der Prenzelberger »Wabe« das erste Mal in seinem Zustand sah, traute ich mich nicht in eine solche Nähe. Aber sein Gehirn, seine Augen und Lippen arbeiteten. Er hatte mich bemerkt und schickte seine Helfer, um mich zu holen. Er flüsterte: »Sag mir, wo du stehst! Aber frag du *mich* das lieber nicht.« Die Sorte Humor habe ich mir gemerkt. Seitdem ging ich nie wieder an ihm vorbei. Bei der Fete ist nun auch Keyboarder Thomas Kurzhals aufgetaucht, der Reinhard's Lieder arrangiert hat. Wie Stern-Meißen-Gründer Martin Schreier und viele andere aus der großen Musikergemeinde gibt er dem Freund ein Gefühl von beachteter Anwesenheit. Und wird doch vor ihm sterben. Reinhard indes komponiert an einem Computer, den er mit den Augen dirigieren kann. Es ist ein Faszinosum. Die unglaublichen Willenskräfte des fast stimmlosen Sängers treffen auf den grandiosen Beistand der Kollegen. Mit Benefizkonzerten und persönlicher Nähe haben sie den Totkranken zum Leben ermutigt. Im Februar 2016 werden die Medien melden, dass er gestorben ist.

Zwillingsbruder Westrock ist in der DDR immer präsent gewesen. Die Westbands wissen das und haben die Entwicklungen des Genres im Osten immer aufmerksamer zur Kenntnis genommen. Bald wollen sie dort auftreten, wo sie zu Recht eine große Neugier vermuten. Logisch: Was wegen der Mauer draußen live nicht zu erleben ist, wünscht man sich in der DDR wenigstens auf heimischen Bühnen. Die FDJ reagiert auf dieses Doppelinteresse und entwickelt sich zum größten Veranstalter internationaler Rockevents in der DDR. Sie wird dabei von der staatlichen Künstleragentur unterstützt, die von Hermann Falk geleitet wird. »Meister Falk«, wie wir ihn in Anspielung auf eine populäre DDR-Fernsehreihe nennen, hat gute Kontakte und manierliche Budgets. Aber er verfügt nicht über die organisatorischen Potenzen

eines Großveranstalters. Was nach der Wende – leider auch von DDR-Altfedern, die sich in devoter Revision früherer Ansichten der Rente entgegenhangeln – als Anbiederung der FDJ-, SED- und Stasibonzen an die Jugend apostrophiert wird, ist damals ein ehrlicher kultureller Service, den viele erträumten und den aus verschiedenen Gründen nur die FDJ liefern kann. Dass sie damit auf Anerkennung aus ist, liegt in der Logik jeder Politik.

Udo Lindenberg will den Anfang machen und bewirbt sich bei Erich Honecker brieflich um eine Einladung. Sein Wunsch durchläuft im Widerstreit der Entscheider ein tragikomisches Labyrinth von Ermutigungen und Absagen. Das ist eine lange Geschichte, sie kriegt ihr eigenes Kapitel und wird, nehmen wir es vorweg, resümieren: Gleich zu Beginn wurde viel Porzellan zerschlagen.

## Schwierige Etüden: Von BAP bis Bob Dylan

Den nächsten Versuch startet im Januar 1984 die Kölner Gruppe BAP. Auch er nimmt kein glückliches Ende. Die Künstleragentur hat mit BAP zwölf Konzerte quer durch die Republik vereinbart. Start soll im Berliner Palast der Republik sein. Veranstalter ist der Zentralrat der FDJ. Alle Konzerte sind ausverkauft. Die Vertragsbedingungen und das Programm sind ausgehandelt, nur der von BAP unterschriebene Gastspielkontrakt ist noch nicht bei der Künstleragentur eingegangen. Die Band um Wolfgang Niedecken ist angereist, unterzeichnet jedoch eine identische Zweitschrift des Vertrages nicht, weil sie, wie sich herausstellt, eine Programmänderung beabsichtigt.

Die Gruppe hat eine vorausgegangene Präsentation in der Jugendreihe »rund« des DDR-Fernsehens als Zerrbild ihres gesellschaftskritischen Standorts empfunden und will diesen Eindruck durch den Song »Deshalv spill' mer he« korrigieren. Was sich hochdeutsch »Deshalb spielen wir hier« liest, birgt in der Sicht der DDR-Veranstalter einen politischen Affront. Da ist von Kalten Kriegern in Ost und West, angstschürender Bundeswehr und Volksarmee sowie einer »Clique, die sich Volksvertreter nennt« die Rede. Ginge das über die Palast-Bühne, noch dazu mit der Volkskammer unter einem Dach, wäre das der GAU aller Bemühungen um weitere Konzertprojekte mit Rockern aus der BRD.

FDJ-Mitarbeiter Gert Gampe, der die Gruppe betreut, weist auf die drohende Eiszeit hin, findet aber kein Gehör mehr. Zu sehr hat sich BAP bei den aufmerksam gewordenen bundesrepublikanischen Medien aus dem Fenster gelehnt: Lied oder Koffer packen. Es bleibt beim Kofferpacken. Kulturminister Hoffmann als Dienstherr der vertragsführenden Künstleragentur ruft mich an und sagt die BAP-Konzerte ab. Innerhalb von Stunden springen in Berlin die wenig begeisterten Puhdys ein. Das ahnungslose Publikum feiert nach kurzer Bestürzung das Programm der »Vertretung«.

Udo Lindenberg's Impresario, der legendäre Konzertmanager Fritz Rau, ruft beim Chef der Künstleragentur, Hermann Falk, an und bekundet seine Verärgerung über BAPs Gebaren. Er befürchtet nicht nur eine Tourneeabsage für sein Jodeltalent Udo, sondern ahnt hellsichtig, dass sich für zukünftige Projekte die spaltweit geöffneten Türen wieder schließen könnten. Auch die DDR-Rocker sind sauer, weil sich eine derartige Entwicklung negativ auf die internationalen Etablierungsversuche des DDR-Rock auswirken könnte. Bernd Aust (electra), Rüdiger Barton (Silly), Georgi Gogow (NO 55), Toni Krahl (City) und Peter Meyer (Puhdys) werden am 20. Januar 1984 mit entsprechenden Statements in der DKP-Zeitung »Unsere Zeit« zitiert.

Der tief getroffene Agenturchef Falk bezeichnet noch heute den Bruch der damaligen Vereinbarungen als »beabsichtigte, sorgfältig geplante und gezielte Provokation ... mit hohem Werbeeffekt für BAP«. Ich sehe das entspannter, seit ich im Oktober 1986 mit Wolfgang Niedecken über den Vorfall sprechen konnte. Damals war der BAP-Frontmann als Mitglied des westdeutschen Vereins »Künstler in Aktion« zum Besuch der KZ-Gedenkstätte Buchenwald und einem Treffen mit DDR-Rockern sowie FDJ-Kulturverantwortlichen nach Weimar gereist.

Mit ihren Erfahrungen in der Friedensbewegung der Bundesrepublik hatten sich im Herbst 1984 rund 60 Künstler getroffen, um sich in ihrem Engagement zu solidarisieren. Mit dabei waren Udo Lindenberg, Peter Maffay, Klaus Lage, Hannes Wader, Ulla Meinecke, Heinz Rudolf Kunze, Klaus Hoffmann, Ina Deter. Aus dem Wunsch, sich zusammenzuschließen, entstand der Verein »Künstler in Aktion«. Er wollte politisch selbstbewusster mit Veranstaltern und Medien zusammenarbeiten sowie eigene Unternehmungen organisieren. Dazu gehörte seit Anbeginn der Ost-West Dialog, für den Buchenwald mehr als ein Gesprächsort ist.

Als wir uns nun auf dem Ettersberg begegnen, steht uns ein Teil der deutschen Verantwortungsgemeinschaft so klar vor Augen, dass es alte Vorurteile zu überwinden gilt. Der »Stern« schreibt über das Treffen: »Unter ungewöhnlicher Geheimhaltung verlief eine vom Verein ›Künstler in Aktion‹ organisierte Pilgerfahrt prominenter





»Künstler in Aktion« mit DDR-Kollegen und Gastgebern beim Besuch der Gedenkstätte im ehemaligen KZ Buchenwald

Pop-Musiker zum ehemaligen KZ Buchenwald bei Weimar. Die Rock-sänger Klaus Lage, Heinz Rudolf Kunze, Wolfgang Niedecken von der Kölner Band BAP, die Sängerin Katja Ebstein und der Liedermacher Dieter Süverkrüp hatten westliche Medien über die DDR-Reise nichts wissen lassen – aus Sorge, man könnte ihr ›antifaschistisches Engagement‹ als billige Reklametour abtun. Klaus Lage: ›Für mich ist dieser Besuch Sand in meiner Verdrängungsmaschinerie – jetzt knirscht es wieder.‹ Kaum waren alle ... abgereist, lief im DDR-Rundfunk zum ersten Mal wieder ein Lied der BAP-Band – die in der DDR seit 1984 als unerwünscht galt.«

Zuvor hat der Rias berichtet, in Gesprächen mit DDR-Rockern und mir hätten frühere Missverständnisse, die zum Scheitern von Kulturprojekten geführt hätten, geklärt werden können. Und so ist es tatsächlich. Mir gegenüber spricht Wolfgang Niedecken von einer unglücklichen Verkennung der damaligen Möglichkeiten in der DDR. Von der Zeitschrift »Paroli« befragt, ob die Ereignisse vom Januar 1984 noch nachwirkten, bejaht er das. Aber alles fiele für ihn nun unter die Überschrift »zartes Pflänzchen«. In Einzelgesprächen mit den DDR-Offiziellen hätte man sich auf einen Neuanfang geeinigt. Künftige Gastspiele sollten nicht durch einen Medienrummel belastet werden, in dem schon vorab Statements erwartet würden. Das DDR-Publikum wisse recht gut, wie die Gruppe drauf sei, und auch weltpolitisch sei viel passiert. Deshalb zum einstigen Casus Belli: »Wir haben dieses Stück gar nicht mehr nötig.«

Keine Worte im Zorn. Sicher auch nicht frei von taktischem Kalkül. Aber egal, die entspannte Atmosphäre tut gut. Nach der BAP-Katastrophe hatte die Oberleitung beschlossen, den Empfang von Künstlern und Gruppen aus der BRD und Westberlin maximal einzuschränken. Generell sollte auf Gastspiele von Rockgruppen verzichtet werden. Aber nach Konzerten von Peter Maffay im Juni 1986 und der hoffnungsvollen Buchenwalder Begegnung stehen die Zeichen wieder auf Détente.

Vor allem erfordern die Feierlichkeiten zum bevorstehenden 750. Jubiläum Berlins, die die Westberliner Zeremonien in den Schatten stellen sollen, von der DDR eine ungetrübte Freizügigkeit. Bereits zu Beginn des Feierjahres 1987 ist Wolfgang Niedecken Gast des Festivals des politischen Liedes. In einem Vieraugengespräch stelle ich ihm einen BAP-Auftritt in Aussicht. Ich weiß, dass ein gutes Verhältnis zur Initiative »Künstler in Aktion« auch die Beerdigung der BAP-Affäre erfordert. Aus der Tour, die ich für 1988 vorschlage, wird später zwar doch nichts, aber BAP-Songs werden wieder gesendet.

Im Jubiläumsjahr Berlins kommt Peter Maffay erneut in die DDR. Er gibt in der alten Werner-Seelenbinder-Halle Konzerte, die der FDJ-Zentralrat gemeinsam mit der Künstleragentur veranstaltet. Oskar

Lafontaine, als SPD-Ministerpräsident des Saarlands auf DDR-Visite, sagt sich mit dem Leiter der Ständigen Vertretung, Hans Otto Bräutigam, für den Auftritt am 11. März an und wird vom stellvertretenden DDR-Ministerpräsidenten Weiz begleitet. Lafontaine hat mit Maffay ein Treffen hinter der Bühne, dann beginnt das Programm. Die FDJ-Organisatoren haben nicht aufgepasst und die Staatsgäste neben die Lautsprecherboxen gesetzt. Als die Gefahr einer Ertaubung erkannt wird, ist kein Umzug mehr möglich. Die Halle ist rappellvoll. Das Protokoll bietet den beliebten Gehörschutz Ohropax an. Lafontaine lehnt so entschieden ab, als fürchte er die BILD-Schlagzeile: *Saarland-MP kann Wahlhelfer Maffay nicht mehr hören!* Weiz und Bräutigam greifen dankbar zu. Das Konzert ist eine Wucht. Als auch noch Santana, José Feliciano und andere Stargäste bejubelte Saalkonzerte gegeben haben, ist endgültig klar: Die Säle reichen nicht mehr für das Interesse. Es geht nicht ohne Open-Air-Projekte!

Das erste große Konzert unter freiem Himmel findet Mitte Juli 1987 im Treptower Park statt. 45 000 Fans wollen die Gruppe Barclay James Harvest sehen. Der Einstand gelingt, die Organisation und die Sicherheitsstandards sind tadellos. Alte administrative Bremsen lösen sich. Schnell ist es September, und da werden wir übermütig. Meister Falk hat antelefoniert und gefragt, ob wir ein Konzert mit Bob Dylan veranstalten wollen. Er könnte es bezahlen, aber das sei auch schon alles. Ihm sei klar, es blieben nur wenige Wochen Vorbereitungszeit, aber eine solche Chance käme so schnell nicht wieder. Er sagt nicht, dass der Vorverkauf in Westberlin schleppend verlief und das Management sich im Osten eine größere Aufmerksamkeit erhofft.

Nun beginnt der Übermut. Wir holen die Erlaubnis von Erich Honecker für ein solches Konzert ein. Begriffe wie *Protestsänger gegen den Vietnam-Krieg und Impulsgeber für das fortschrittliche Liedschaffen in den US* stehen im Raum, als der Staatsratsvorsitzende binnen kürzester Zeit sein OK gibt. Und nun schlottern uns erst recht die Knie. Keine Bühne, die amtliche Kulissen-Schmiede DEWAG mit ihren utopischen Vorstellzeiten fällt aus. Als Veranstaltungsort kommt nach den Erfahrungen mit Barclay James Harvest nur die große Festwiese im Treptower Park in Frage, die über hunderttausend Zuschauern



*für König*

# FREIE DEUTSCHE JUGEND-ZENTRALRAT

1. SEKRETÄR

Generalsekretär des Zentralkomitees  
der Sozialistischen Einheitspartei  
Deutschlands  
Vorsitzenden des Staatsrates der DDR  
Genossen Erich Honecker

Berlin

*Wimmer  
4.9.87*

Lieber Genosse Erich Honecker!

Laut Beschluß des Sekretariats des ZK der SED hatte der Zentralrat der FDJ die Möglichkeit erhalten, mit dem progressiven USA-Rocksänger Stevie Wonder ein Friedenskonzert anlässlich der 750-Jahrfeier unserer Hauptstadt durchzuführen. Leider mußte Stevie Wonder aus gesundheitlichen Gründen seine Europa-Tournee verkürzen, so daß es der Künstleragentur der DDR nicht gelungen ist, ihn für die DDR zu verpflichten.

Dafür gibt es nun das Angebot der Künstleragentur, den USA-Sänger Bob Dylan für den 17. bzw. 20. 9. 1987 zu einem solchen Konzert zu verpflichten. Die Musik Bob Dylans, der u.a. wegen seiner Protestlieder gegen die US-amerikanische Aggression in Vietnam bekannt wurde, gab seit den 60er Jahren wichtige Impulse für das fortschrittliche Liedschaffen in den USA. Er pflegt eine sehr liedhafte Rockmusik, die viele folkloristische Elemente enthält und nicht nur ein jugendliches, sondern bereits auch ein älteres Publikum findet.

Gute Erfahrungen mit Auftritten dieser Art im Treptower Park aufgreifend, könnte das Konzert wiederum dort stattfinden. Die Bezirksleitung Berlin der SED hat dazu ihr Einverständnis gegeben.

Brief an Erich Honecker mit dem Vorschlag, ein Bob-Dylan-Konzert zu veranstalten

Platz bietet. Aber wie soll das alles logistisch funktionieren? Wie kann man den Ort beschallen? Fragen über Fragen, die ich einem guten Freund, dem Justitiar vom VEB Deutscher Fischhandel, entnervt erzähle. Wir würden die Offerte wohl ablehnen müssen. Aber der Fisch-Jurist ist auch ein handfester Organisator von Kulturveranstaltungen. »Gib mir 24 Stunden Zeit«, sagt der umtriebige Anwalt, »vielleicht geht es doch.« Er braucht weniger Zeit, um seine Zusage zu telefonieren.

Falk macht den Deal klar. Uns ist noch immer mulmig. Ich besichtige täglich die Vorbereitungen in Treptow. Tieflader mit Westberliner Kennzeichen bringen eine Bühne heran, deren Ausmaße alles übertreffen, was ich je gesehen habe. Die Vorbereitungen werden rechtzeitig abgeschlossen. Am 17. September haben es über 120 000 Besucher in den Treptower Park geschafft. Aus Angst vor Randalen an den Absperrzäunen haben wir auch Zuschauern ohne Eintrittskarte die Tore geöffnet. Viele sind Westberliner, die das jenseits der Mauer ausgefallene Konzert nun zu freundlichen Ostpreisen oder sogar gratis erleben können. Zu viele Besucher sitzen in den Bäumen.

Dann fährt der Dylan-Tross, bestehend aus mehreren Wohnwagen, vor. Der amerikanische Security-Chef, der tatsächlich einen Cowboyhut trägt, steigt als Erster aus, reibt sich beim Anblick der Wiese die Augen und murmelt etwas von »security problems«. Aber der Stabschef der Berliner Volkspolizei, Dr. Dietze, entkräftet seine Bedenken in feinstem Englisch. Er strahlt eine Ruhe aus, die sich wie Balsam auf unser Nervenkostüm legt. Eine Eigenschaft, die wir auch bei den nachfolgenden Großkonzerten sehr schätzen werden.

Nun erklärt uns der PR-Mensch aus der amerikanischen Tournee-Entourage, in welchem Umkreis Fotoverbot herrscht. Wir begreifen die Ansage, als Bob Dylan aus seinem Wohnwagen wankt. Er wirkt desorientiert, das Gesicht starr. Keine Geste, kein Wort – uns Veranstaltern geht die Muffe. Tom Petty & The Heartbreakers und Roger McGuinn liefern ein gutes Vorprogramm. Aber Bob Dylan spult seine Titel so gruß- und leidenschaftslos ab, dass sich schnell Enttäuschung breitmacht. Wir wissen ja nicht, dass Dylans Spiel mit dem Publikum auch anderswo kaum ekstatischer ist. Hinzu kommt, dass Großbild-

leinwände fehlen und die Beschallung vor allem die Gratisbesucher »auf den hinteren Plätzen« kaum noch erreicht.

Als Dylans Kolonne wieder in Richtung Grenze unterwegs ist und auch die Besucher ihre Heimwege suchen, bleibt neben dem Erstaunen, dass ein solcher Auftritt möglich war, reichlich Frust zurück. Auch bei uns, die wir erst mal aufatmen. Keine Randalen, keine Verletzten, niemand aus den Bäumen gefallen, keiner beim wilden Aufstieg zur S-Bahn-Station unter die Stromschiene geraten, die allerdings kurzzeitig abgeschaltet wurde.

Gerade als wir wieder zu uns kommen, baut sich der 1. Kreissekretär der SED vor uns auf und schnauzt rum, was uns einfielen, in seinem schönen Stadtbezirk einen solchen unverantwortlichen Zirkus zu veranstalten. Was wohl gewesen wäre, wenn Hunderttausend auf dem Hacken kehrt gemacht hätten und in Richtung Grenze abmarschiert wären. Da fällt mir die Kinnlade runter. Als ZK-Mitglied empfehle ich ihm, bei Erich Honecker nachzufragen, wer das Konzert genehmigt hat. Dann könne er ihm auch gleich seine Ansicht erläutern, dass alle Rockfans aus der DDR potentielle Grenzverletzer sind. Solche Worte scheint er nicht zu kennen und geht ab. Dr. Dietze nimmt mich später beiseite und sagt, der Treptower Park taue für solche Großkonzerte tatsächlich nicht. Hier wälze sich der gesamte Autoverkehr von den südlichen Autobahnen vorbei. Eine derartige Verstopfung gehe nie wieder. Aber wo ist die Ausweichfläche? »Ich werde sie finden«, sagt der Stabschef der VP. Er hält Wort und zaubert nach kurzer Zeit die alte Rennbahn in Weißensee aus dem Hut.

## Das dritte »W«: Von Cocker bis Springsteen – die Konzerte in Berlin-Weißensee

Nach Woodstock und dem Wembley-Stadion wird Weißensee ziemlich bald als »drittes großes W« in der Rockgeschichte gehandelt, denn nirgendwo in der sozialistischen Hemisphäre finden seinerzeit derartig dimensionierte Open-Air-Konzerte von Weltstars statt.

Den Anfang auf dem neuen Terrain macht am 1. Juni 1988 Joe Cocker, der, sein Dresdener Konzert am Folgetag eingerechnet, 160 000 Zuschauer erreicht. Die Konzerte sind in beiden Städten eine Sensation. Cocker, Star des Woodstock-Festivals von 1969, oft als bester männlicher Rocksänger gehandelt, auferstanden von den Drogen- und Suff-Attacken, die ihn fast ruinierten, steht mit den typisch ungelenten Gesten und seiner kraftvoll gurgelnden Stimme vor dem Publikum und genießt mit diesem die Stunde. Vor seinem Berliner Konzert hat er den Lesern der »Jungen Welt« eine Botschaft geschickt: »Schon lange habe ich auf diese Gelegenheit gewartet. Wenn es meiner Band und mir gelingt, die Liebe zu euch in unseren Konzerten in Berlin und Dresden zu vermitteln, werden wir zufrieden wieder abreisen. Euer Freund Joe Cocker.«

Nach »Up Where We Belong«, »Unchain My Heart«, »With A Little Help From My Friends« und all den anderen herrlichen Geradeaus-Songs hat sich Cockers Hoffnung erfüllt. Gemeinsam mit seinem Manager, dem Woodstock-Mitveranstalter Michael Lang, bedankt er sich später in einem Brief an den Zentralrat der FDJ für die gute Organisation. Nun ist auch klar: Das Stadion an der Rennbahnstraße hat seine Feuertaufe bestanden. Es besitzt vielleicht den Charme einer isländischen Aschewiese, aber seine Ausdehnung sowie die dezentrale Lage mit mehr Parkräumen und einem genügenden Abstand zu den öffentlichen Verkehrsmitteln machen es zu einem zweckdienlichen Platz.

11

083/14

<i>Better Music, Inc.</i>
<i>476 Broome Street</i>
<i>Suite 6A</i>
<i>New York, N. Y. 10013</i>

F.D.J. Zentralrat  
Sekretariat  
Unter d. Linden 36-37  
Berlin  
1086

6th June, 1988

Dear Ladies and Gentlemen,

We would like to thank the F.D.J. and the Künstleragentur for giving us the opportunity of performing in the G.D.R. It was an exciting experience for us and one we will long remember.

We also want to thank the City of Berlin for the co-operation and hospitality extended to us during our stay, and to the City of Dresden for giving us the honour of being the first foreign rock band to play there.

Mainly and most importantly, we would like to thank the audience. Standing on stage in Berlin and Dresden, we were all moved by the spirit and energy coming from the audience. It was this spirit born at Woodstock in 1969, which we now felt in Berlin and Dresden.

We hope the time has come again for this spirit, the spirit of peace and hope, to spread amongst people everywhere. It is fitting that this should come from Berlin which UNESCO has called "The City of Peace"

We do hope that the "Week of Peace" this month will continue to strengthen this course and we look forward to more projects and co-operation together.

Yours faithfully,



MICHAEL LANG



Joe Cocker und sein Manager bedanken sich bei den Veranstaltern des Konzertes in Berlin



Das zeigt sich umso mehr, als die FDJ noch im selben Monat ihre »Friedenswoche der Berliner Jugend« veranstaltet. Sie umfasst viele Events in der Hauptstadt, hat aber drei Tage lang das Weißenseeer Rennbahn-Areal zum Hauptschauplatz. Die dort konzipierten Konzerte sind auch ein Reflex auf die zeitgleich geplanten Westberliner Auftritte von Pink Floyd und Michael Jackson. Jene natürlich wieder in Mauernähe. Noch heute räumen der Konzertveranstalter Schwenkow und Westberlins Ex-Regierender Diepgen ihre Lust auf Provokation ein. Es sollte wohl so werden wie ein Jahr zuvor, als die Ankündigung, David Bowie und Genesis würden an der Mauer spielen, Tausende Jugendliche Unter die Linden rief und der Einsatz der Volkspolizei Schlagzeilen machte.

Das wollen wir nie wieder erleben. Souverän agieren statt kopflos reagieren! Den Rat, den Udo Lindenberg nach den Auseinandersetzungen am Brandenburger Tor in seinem Brief an Erich Honecker in die Frage kleidete »Müsst ihr ... nicht allmählich was lernen über Rockmusik und Lebensgefühl?«, haben wir nicht überhört. Unsere Lektion allerdings haben wir allein gepaukt. Durch Weißensee wird der Schwenkow-Diepgen-Plan ins Leere laufen.

Denn with a little help from our friends in der Künstleragentur und bei »Künstler in Aktion« können von Reinhard Heinemann, dem umtriebigen Leiter des Büros Festival des politischen Liedes, Top-Künstler für die drei Tage ins Programm genommen worden: James Brown, Bryan Adams, The Wailers, Fischer-Z, Marillion, bots, Rainbirds, Heinz Rudolf Kunze, Hannes Wader, dazu CITY, NO 55, Die Zöllner, Rockhaus und andere DDR-Künstler.

Das Donnerstagskonzert am 16. Juni ist dem internationalen Kampf gegen Apartheid gewidmet. Das Datum ist nicht zufällig gewählt. Am 16. Juni 1976 geschah das Blutbad in Soweto, als Zehntausende Kinder durch die Straßen des Ghettos zogen, um die Einführung des Afrikaans an ihren Schulen zu verhindern. Als die Polizei das Feuer eröffnete, starben mit dem zwölfjährigen Hector Peterson 175 Kinder noch an jenem 16. Juni und über 400 an den Tagen danach. Derweil ist Nelson Mandela, dem erst vor wenigen Tagen das weltweit übertragene Anti-Apartheid-Konzert im Londoner Wembley-Stadion

gewidmet war, noch immer inhaftiert. Über 120 Künstler aus vier Kontinenten haben im Wembley vor 75 000 Zuschauern die Ächtung der Rassentrennung und die Befreiung der eingekerkerten ANC-Aktivistinnen gefordert. Harry Belafonte, Miriam Makeba und Little Steven, Initiator des Musikerprojekts »Sun City«, haben von dort Grüße an das Weißenseer Konzert gerichtet. Und aus Soweto erreicht uns eine Botschaft von Albertina, der Ehefrau des mit Nelson Mandela befreundeten Walter Sisulu. Sie schildert, wie sich die Eltern in Soweto an ihren Kindern ein Beispiel nehmen und kämpfen.

James Brown ist einer der großen Stars des Konzerts. Die Anreise des US-Künstlers war wegen schwebender juristischer Vorwürfe zu Hause nicht ganz sicher. Aber nun ist er da. Und ein wenig komfortabler Bauwagen ist seine Künstlerkabine. Wir haben an der Aschewiese keinen Luxus aufbauen können, und für extravagante Catering-Wünsche hätte uns die volkseigene HO sowieso einen Vogel gezeigt. Alles ist recht spartanisch. Aber der »Mister Dynamite« des Soul, inzwischen Millionär und Besitzer von Luxusvillen, einem Flugzeug und diversen Radiostationen, kommt aus kleinen Verhältnissen, war Baumwollpflücker und Schuhputzer. Er kann das Spartanische für eine nostalgische Weile ab. Sehr spezielle Wünsche des Sängers von »Sex Machine«, die die FDJ überhören muss, erfüllen ihm, glaubt man ihren Erinnerungen, diskrete DDR-Kollegen. Aber Eitelkeiten, erfolgreicher Kommerz und Luxus haben seinen starken Ruf nach Würde und Stolz – »Say It Loud – I'm Black and Proud« klang seine Hommage an den ermordeten Martin Luther King – nicht diskreditiert. Sein Ruhm und seine apodiktischen Töne sind für die Entwicklung des schwarzen Selbstbewusstseins und die Bürgerrechtsbewegung in den USA bedeutungsvoll geblieben. Nun steht er *wirklich* auf der Weißenseer Bühne.

Als er im Dezember 2006 stirbt, wird er in einem goldfarbenen Sarg aufgebahrt. Unsereins empfindet so was als Vorstufe zu den Mausoleen gesalbter Häupter, die in der Erinnerung würdiger ruhen würden. Sofort fällt mir aber wieder der Weißenseer Bauwagen als Fingerzeig auf »Godfathers« Herkunft ein. Und als dann noch bekannt wird, dass er den größten Teil seiner Millionen karitativen

Zwecken zgedacht hat, ist der Sarg zum Glück das unbedeutendere Gold.

Unter dem Konzert-Slogan »Beat Apartheid!« betritt auch die jamaikanische Reggae-Gruppe »The Wailers« die Weißenseer Bühne. Es ist die Band von Bob Marley, der 1981 verstorbenen Reggae-Ikone. »Wir vermissen Bob sehr«, sagt Junior Marvin für die Gruppe. »Überall, wo wir seine Titel spielen, spüren wir noch seinen Geist, sein Feeling ... Unsere Botschaft ist immer noch dieselbe: Frieden, Liebe, Freiheit in die Welt zu bringen ... dass alle Menschen, egal welcher Rasse und Hautfarbe sie sind, sich vereinen, eine Lebensgemeinschaft bilden. Wir denken, solange es Rassismus gibt, wird es auch Kriege geben.«

Der Text eines Songs, den NO 55 zum Anti-Apartheid-Konzert beisteuert, stammt von mir: »Der alte Dorn«. Ich habe einen Moment lang geträumt, das Lied könnte auch im Wembley-Stadion erklingen. Wir hatten spät die Mitwirkung von NO 55 in dem Londoner Konzert angestrebt, aber unser Arm und die verbliebene Zeit erwiesen sich als zu kurz. Aus dem Kartenerlös von »Beat Apartheid!« in Weißensee kommen später 100 000 Mark einem ANC-Flüchtlingslager in Tansania zugute.

Das Samstagkonzert beginnt mit den Gruppen VOO VOO (Polen), Arija (Sowjetunion) sowie Rockhaus (DDR) und hat die britischen Bands Fischer-Z und Marillion als klare Highlights gesetzt. John Watts, Gründer von Fischer-Z, besingt die psychologischen Zustände britischer Jugendlicher zwischen sozialer Aufgeriebenheit, Konsumwahn und politischem Desinteresse. Er verlässt zuweilen die Hauptbühne und agiert auf den Laufpodien der Fernsehkameras. Er will kommunizieren, nahe ans Publikum. Und der Funke zündet.

Vor allem Songs der beiden Alben »Misplaced Childhood« und »Clutching At Straws« bilden das bejubelte Programm von Marillion mit seinen fast bis an Mitternacht reichenden Zugaben. »Wir sehen uns wieder« – verabschiedet sich Sänger Fish von 70 000 Besuchern. Sein Berliner Auftritt bleibt auch in dieser Hinsicht denkwürdig. Wenige Wochen später wird er sich von der Gruppe trennen.

Das Abschlusskonzert am 19. Juni folgt einem akuten Weckruf: »Für einen atomwaffenfreien Korridor in Mitteleuropa!« Am Folgetag



Konzertatmosphäre auf der Alten Rennbahn in Berlin-Weißensee

wird in Berlin ein internationales Treffen für kernwaffenfreie Zonen beginnen, zu dem Erich Honecker aufgerufen hat. Parteien- und Regierungsvertreter, Parlamentarier, Gewerkschafter, Aktive aus Friedens- und Befreiungsbewegungen, aus Frauen-, Jugend und konfessionellen Verbänden, Wissenschaftler, Ärzte und Künstler aus über hundert Ländern haben sich zu dem offenen Friedensdialog angesagt. Das Konzert ist kein Anhängsel der Tagung. Dass es in der DDR-Öffentlichkeit dennoch wie ein kultureller Prolog wahrgenommen wird, sei dem Initiator der Konferenz, der so schöne Devisen für Weißensee locker gemacht hat, herzlich gegönnt.

Am Abend stehen dann CITY aus der DDR, Heinz Rudolf Kunze und Hannes Wader aus der BRD, bots aus den Niederlanden, Big Country aus Großbritannien und Bryan Adams aus Kanada auf der Bühne. Kunze meint in der »Jungen Welt«: »Für uns ist das ein Riesenkonzert! Bei euch sagt man doch, übrigens deutlicher als bei uns, je »kürzer« die Raketen, desto deutscher die Toten. Insofern ist es gut, wenn an dieser Stelle hier, in beiden deutschen Staaten, das Zeug verschwindet.«

Als wir das Konzert vorbereiteten, war uns klar: Die Moderatoren sollen aus beiden deutschen Staaten kommen. Wir gewinnen

Diether Dehm, der als linker SPD-Politiker bei »Künstler in Aktion« aktiv ist und viele schöne Texte, darunter den Ohrwurm »Tausendmal berührt«, geschrieben hat. Seinen Text »Das weiche Wasser bricht den Stein«, von bots überall herumgesungen, hat Willy Brandt für eine Plattenedition rezitiert. Ich kenne Diether von gemeinsamen Auftritten her, als er sich noch Lerryn nannte. Als DDR-Moderatorin fällt uns Katarina Witt ein. Aber wie kriegt man die? Einer unserer Mitarbeiter, der zuvor in Karl-Marx-Stadt für Kultur und Sport zuständig war, will den Kontakt herstellen. Er kennt die Eiskönigin und ihre Trainerin, Jutta Müller, aus dieser Zeit. Die beiden stehen kurz vor einer Auslandsreise, und wir buchen einen Sonderraum im Berliner Flughafen Schönefeld für das Gespräch. FDJ-Chef Eberhard Aurich und ich benötigen keine Überzeugungskünste, die beiden sind sofort einverstanden. Ich bereue die Idee allerdings, als Katarina auf offener Bühne ausgepiffen wird. Die Reaktion im Publikum gibt mir sehr zu denken. Es lässt Katarina abblitzen, sieht in ihr eine staatlich Privilegierte, die reisen und mit einem Devisenkonto die Welt genießen darf.

Diether Dehm schwächt die Publikumsreaktionen dadurch ab, dass er, während sie spricht, an die Bühnenrampe tritt. Ihn sollen die Pfiffe ja nicht treffen. Aber die Botschaft des Tages bleibt: Das Gespür von Enge, die Lust auf den nicht erreichbaren Teil der Welt legen sich wie eine Last auf die Erlebnisse unserer Konzerte. Wir dürften den Jubel nicht als uneingeschränktes politisches Einverständnis verbuchen. Aber wir tun es, zur Selbstberuhigung und um neue Projekte bewilligt zu bekommen.

Nur: Anbiederung ist es trotzdem nicht. Wir lieben und genießen die Importe um keinen Deut weniger als das Publikum. Und wenn, wie wir damals vage begreifen, auch der politische Bonus schmaler wird, könnte nicht die neue Offenheit, die gerade russisch zu uns spricht, das Blatt noch wenden? Gedanken, die aber im Rausch des Augenblicks untergehen.

In einer Sache reagiere ich damals gereizt: beim Vortrag von deutschen Einheitssehnsüchten. CITY's Titel »Halb und halb« stößt dieses Thema an, und Leute wie ich halten Metaphern wie »halbes Land«

und »zerschnittene Stadt« seinerzeit für eine Kiepe voll entbehrlicher Konvergenz. Toni Krahl erklärt meine Bitte an ihn, im Programm auf den Song zu verzichten, mit meiner Angst vor dem eventuellen Missvergnügen des in einer Loge sitzenden Egon Krenz. Ich brauche dessen Autorität hier nicht, sondern folge dem, was ich denke – und sei es in den Irrtum. Es gibt in Weißensee auch keine Loge, in der Egon Krenz platziert werden könnte. Aber egal, Legenden müssen nicht ganz wahr sein. Die Geschichte wird meine gegenüber Toni Krahl gemutmaßte Sorge ohnehin bald erledigen.

Nach Waders »Es ist an der Zeit« rockt Kunze die Weißenseer Aschenbahn mit seinen populärsten Songs. Musikalisch zumindest, körperlich hindert ihn Gips am gebrochenen Bein. Heinz Rudolf, der seine Auftrittsgelegenheiten in der DDR vor allem unserer in Buchenwald angebahnten Freundschaft zuschreibt, irrt darin freundlich. Ausschlaggebend war immer die Qualität seiner Kunst.

Bryan Adams singt dann bis in den Montag hinein. Über 120 000 hören, tanzen und jubeln, als er den Schlusspunkt unter die drei Konzerttage setzt. Der Ort im Osten ist für ihn außergewöhnlich. Deshalb tritt von Anfang an zu seiner üblichen Perfektion das erregte Ausloten eines ungewohnten Kraftfeldes. So ähnlich jedenfalls hat er mir vor dem Auftritt seine Spannung beschrieben. Es ist ein Konzert fürs Leben. Der Rias meint, Bryan Adams könne zufrieden sein, »allein schon deshalb, weil er mehr Zuhörer hatte als Pink Floyd und Michael Jackson vor dem Berliner Reichstag zusammen«. Die Organisatoren liegen sich eine Weile in den Armen und atmen dann ein paar Tage lang tief durch.

Denn in Weißensee geht es Schlag auf Schlag weiter. Schon am 19. Juli steht Bruce Springsteen mit seinem Programm »Tunnel of Love« auf der Bühne. Den Kontakt zum »Boss«, der sich für einen solchen Auftritt sehr interessierte, hat Meister Falk mit Hilfe von Marcel Avram und Fritz Rau, den wichtigsten westdeutschen Rock & Pop-Managern, eingefädelt. Auf dem Westberliner Flughafen Tegel unterzeichnete Falk das vom amerikanischen Management vorgelegte Vertragspaket, nachdem sich die FDJ aus dem Politbüro die Genehmigung für das Gastspiel besorgt hat. Hier wären Eigenmächtigkeiten

zu heikel gewesen. Nach den Erfahrungen des Bryan-Adams-Konzerts erwartet niemand weniger als 100 000 Besucher. Springsteen ist übrigens sogar mit einem Honorar in DDR-Mark einverstanden. Er ist wirklich heiß auf den Gig im Osten.

Als es an die Vorbereitungen geht, entsteht eine Irritation. Aus dem deutschsprachigen Umfeld des Künstlers ermuntert uns ein Jemand, dessen Kompetenz wir ungenügend geprüft haben, das Konzert der Solidarität mit Nicaragua zu widmen. Das sei ganz im Sinne des »Boss«. Weder Regisseur Gerald Ponesky (der Sohn des legendären DDR-Conférenciers, der im alten Friedrichstadtpalast in schönen Peticcoat-Revuen die sozialistische Menschengemeinschaft beschwor und einmal sogar Walter Ulbricht live in den Saal zitieren durfte) noch wir als Veranstalter ahnen etwas Böses. Warum auch? Wie viele namhafte US-Künstler haben sich zu lateinamerikanischen Belangen nicht regierungskonform geäußert! Zu Chile, zu Grenada – warum also nicht zu Nicaragua, das sich des Henkers Somoza entledigte?

Die Zeit drängt. Wir sind viel zu erfreut über diese Option, um sie genauer zu hinterfragen und die Absichten der Einflüsterung besser zu deuten. Und haben schnell den Salat. Am Tag des Konzerts, als die Nicaragua-Widmung längst in der »Jungen Welt« und auf den Eintrittskarten zu lesen ist, informiert mich das Vielwissende Ministerium, die amerikanische Botschaft bearbeite Springsteen, das Konzert abzusagen. Inzwischen sind aber mindestens Hunderttausend auf dem Weg nach Weißensee. Nicht auszudenken, was bei einem Konzertausfall geschähe. In meiner Not entwerfe ich einen Text, der aus Funkwagen der Volkspolizei heraus zu verlesen wäre, falls die Völkerwanderung zur Rennbahn gestoppt werden müsste. Aber dazu kommt es zum Glück nicht. Springsteen denkt gar nicht daran, das Konzert sausen zu lassen, und erwähnt uns gegenüber die Irritation mit keinem Wort.

Am Abend lassen wir Tausende Fans, die keine Karte haben, zusätzlich auf die Steinwiese. Nun hat das Konzert weit über 160 000 Besucher und ist damit nicht nur das bis dahin größte Open-Air-Event im deutschsprachigen Raum, sondern auch in Springsteens Karriere. Anders als bei Dylan am Treptower Park gibt es für die »hinteren Plätze« eine Großbildleinwand, dennoch ist der Druck auf den

Arbeitskarte für das  
Springsteen-Konzert in  
Berlin-Weißensee



Bühnenraum gewaltig. Gemeinsam mit VP-Stabschef Dr. Dietze, der ruhigen Seele, haben wir uns dafür etwas einfallen lassen. Stämmige Kerle von den FDJ-Ordnungsgruppen, diesmal in Zivil, sollen sich beim Einlass-Run unter die Fans mischen und auf der Zuschauerpiste eine Art Raster bilden. Die Führung der Ordnungsgruppen ist übrigens der Beitrag des späteren Bundestagsmitglieds Roland Claus zu den Weißenseer Konzerten. Die Idee funktioniert. Sie beruhigt Wellenbewegungen und lässt die Kollabierten über die Köpfe nach vorn durchreichen. Zu wenig im Magen, nichts getrunken – es ist ein schwüler Sommerabend, und die DRK-Wiese füllt sich. Schade für jeden, den's betrifft. Denn das Programm, das Bruce Springsteen abliefern, ist das Highlight des Konzertsommers 1988.

»Born In The U.S.A.« steht wie all die anderen Hits in guter Tonqualität auf der Schotterwiese. Bei »Dancing in the Dark« macht Springsteen seine Tanznummer mit einem Mädchen aus dem Publikum. Eigentlich will er in einem Statement auch den Abriss der Berliner Mauer vorschlagen. Das erfährt kurz zuvor einzig sein Management. Avram, der Organisator der Europa-Tournee, weiß um die Brisanz, die das für seine zukünftigen DDR-Pläne hätte. Er kommt mit dem US-Manager Springsteens, überein, dem »Boss« die Schärfe auszureden. Das passiert während eines Instrumentenparts irgendwo im Bühnenaufbau. Daraufhin sagt Springsteen, er trete gern in Ostberlin auf und hoffe, dass eines Tages alle bestehenden »Barrieren« niedergerissen werden. Das Reizwort »Mauer« ist nicht gefallen.



Abends haben wir in ein nahegelegenes Gästehaus der FDJ eingeladen. Springsteen schwärmt von der phantastischen Atmosphäre des Abends. In seiner Autobiografie »Born to Run« erwähnt er sein Weißenseer Konzert wiederholt. Er, der vor sieben Jahre beim privaten Grenzübertritt verstört den Kopf eingezogen hatte, schreibt nun: »Die politische Lage war nicht mehr dieselbe ... Vor mir auf einem offenen Feld stand die größte Menschenmenge, die ich je gesehen und für die ich je gespielt hatte. Das Ende der wogenden Masse war von der Bühne aus nicht zu erkennen. Selbst genähte amerikanische Flaggen flatterten im ostdeutschen Wind.« Egon Krenz hat mir später erzählt, er habe, da das Konzert ja vom DDR-Fernsehen übertragen wurde, dem urlaubenden Erich Honecker vorsichtshalber von den US-Flaggen berichtet. Aber der habe am Telefon entspannt erwidert: »Na und, er kommt doch von da.«

Zugleich notiert Springsteen seine damalige Überraschung: »Auf den Tickets stand, dass wir von der Freien Deutschen Jugend eingeladen worden seien, um ein ›Konzert für Nikaragua‹ zu spielen?! Das war mir neu.« Das musste es auch. Er wusste ja nicht, dass uns Nikaragua eingeredet worden war. Und dass die Künstleragentur der DDR nicht zwangsläufig der Veranstalter sein musste, hat er dem umfangreichen Vertragswerk gewiss nicht entnommen. Aber wie eine faustdicke Beschwerde klingt das nicht, zumal der Boss sich bei uns für die tolle Organisation bedankte und schon an jenem Abend sagte, was er in seiner Autobiografie wiederholt: »Es war eine der großartigsten Shows unseres Lebens.«

Der Mitteldeutsche Rundfunk bringt 25 Jahre später unter dem Titel »Mein Sommer 1988« eine sehenswerte Reminiszenz jener Konzerte auf die Bildschirme. Eine giftige Altfeder echauffiert sich in einer Berliner Zeitung, die Dokumentaristen hätten die wahren Motive der FDJ-Bonzen nostalgisch übertüncht. – Nebbich! In Wirklichkeit folgen die Filmer nur einer jüngeren, zwangloseren Nachdenklichkeit, die nach einem Vierteljahrhundert auch überfällig ist. Die Kritik frisst die Katze.

Gibt es für das Springsteen-Konzert noch eine Steigerung? Zwei international einflussreiche Konzertmanager-Duos – Marcel Avram & Fritz Rau sowie Michael Lang & Peter Rieger – können sich das vorstellen und führen Gespräche mit uns. Am weitesten gediehen ist ein Projekt des Cocker-Managers Lang und seines Partners. Wir greifen es für eine Vorlage an das Sekretariat des Zentralrates der FDJ auf, die am 6. September 1988 behandelt wird. Da heißt es: Lang und Rieger »schlugen dem Zentralrat der FDJ und der Künstleragentur der DDR vor, vom 26. bis 27. 8. 1989 eine internationale Rocknacht auf dem Gelände an der Radrennbahn Berlin-Weißensee im Verbund mit parallelen Veranstaltungen in New York, Moskau und Berlin (West) durchzuführen. Ursprünglich nur als eine Hommage auf das in der Rockgeschichte legendäre Woodstock-Festival von 1969 vorgesehen, gibt es bei den Initiatoren Bereitschaft und Interesse, diese kontinenteübergreifende Rock-Veranstaltung mit einem zu erwartenden großen Medienecho in aller Welt aus Anlass des 50. Jahrestages des Beginns des Zweiten Weltkrieges als Friedenskonzert durchzuführen. Die zentrale Idee besteht darin, in Berlin, Hauptstadt der DDR, in Westberlin (unter Berücksichtigung des besonderen Status dieser Stadt) sowie in Metropolen der Hauptkräfte der Anti-Hitler-Koalition ein solches Konzert parallel unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Zeitzonen durchzuführen. Die Konzerte in Moskau, New York, Berlin, Hauptstadt der DDR und Berlin (West) würden von je 2–3 Gruppen gestaltet werden. Folgende Künstler haben nach Aussage von Rieger und Lang ihre Bereitschaft zu einem solchen Projekt zugesagt: Joe Cocker, U 2, Paul McCartney, Bruce Springsteen, Bryan Adams, Rolling Stones, Ray Charles und Aretha Franklin, Elton John, Dire Straits. Bei Vorabsprachen mit Rieger und Lang äußerten U 2 und Elton John den Wunsch, in der DDR aufzutreten. Die DDR-Veranstalter könnten jedoch ihre eigenen Wünsche anmelden. Dazu müssten weitere Verhandlungen geführt werden. Alle Fernsehübertragungen werden durch die Fernsehstationen des jeweiligen Gastgeberlandes wahrgenommen. Diese Fernsehstationen geben bzw. empfangen Bilder von den bzw. an die ausländischen Fernsehstationen. Der Veranstalter ist verantwortlich für die Bühnenbauten, Sicherheit, Kartenverkauf,

Werbung, Versorgung, Unterkunft usw. und erhält die Einnahmen aus dem Kartenverkauf. Der DDR entstehen, einschließlich der Übernahme der Fernsehrechte von anderen Stationen, keine Valutakosten für Honorare. Als Sponsoren für das Festival haben der Coca-Cola-Konzern sowie die Jeans-Firma ›Levis‹ Interesse bekundet ... Es wird vorgeschlagen, das Konzertangebot anzunehmen ...«

Komischerweise bieten die Werbeankündigungen für die in der DDR nicht vertriebene braune Brause und die in der HO nicht gehandelten blauen Hosen den Hauptdiskussionsstoff in entscheidenden Politiktagen. Zugleich ist aber klar, ohne Sponsoren kann das Projekt, dem wir eine so große künstlerische und politische Bedeutung zumesen, nicht funktionieren. Ich habe meine handschriftliche Kladde für den einstigen Brief an Erich Honecker mit der Bitte um Bewilligung der DDR-Teilnahme aufgehoben. Was für eine tolle Welt-Nummer steht da auf dem Papier!

Leider wird das Event nicht stattfinden. Erich Honecker stimmt zwar umgehend zu, aber eine positive Reaktion aus Moskau bleibt aus. Das wird daran liegen, dass der sowjetische Jugendverband Komso-mol umständlicher zu seiner Führung vordringen muss, als das der FDJ gelingt. Denn aus politischen Gründen dürfte ein solches Veranstaltungskonzept, das hundertprozentig Gorbatschows Intentionen entspricht, kaum auf Eis gelegt worden sein. Schließlich wird die Zeit knapp. Die Sponsorengelder kommen nicht zusammen, und in der DDR türmen sich andere Probleme. Ein Vierteljahrhundert später, zum 75. Jahrestag des Kriegsbeginns, gibt es leider keine vergleichbare Idee. Die offizielle Erinnerungskultur ist der neuen Weltlage gefolgt. Im Jahre 2014 sind die Russen wieder böse. Und eigentlich haben die Amis den Krieg gewonnen – zumindest moralisch.

## Schalmei für Lederjacke – Udo Lindenberg im Ostwind

Beim Festival des politischen Liedes haben wir so manche Lektion im Umgang mit ausländischen Künstlern gelernt. Das Festivalbüro recherchierte in den progressiven Musikszenen vieler Länder. Es hatte auf allen Kontinenten Freunde, die LPs, Tonbänder, Bücher und andere Dokumentationen von empfohlenen Künstlern lieferten. Lieder-Handschriften und -Botschaften entschieden nach den Maßgaben von Budget und kontinentalem Proporz über eine Einladung. Udo Lindenberg stand nicht auf unserer Liste. Er lud sich selber ein. Und er tat es auf eine Weise, die in ihrer schrillen Originalität für Dauer-aufregung in beiden deutschen Staaten sorgte und zu einer skurrilen Fußnote jüngerer deutscher Geschichte wurde.

Ich kannte seine Liebesgeschichte »Mädchen aus Ost-Berlin«, die 1973 erschienen war. Im Überschwang des Weltfestspieljahres, in dem die DDR besonders viel Weltoffenheit demonstrierte, durfte das noch ein kleines trauriges Liebeslied sein, von zweien aus Ost und West, die viel zu kurz zueinander kommen können. Aber bald darauf tickten Zeilen wie *Rockfestival auf dem Alexanderplatz mit den Rolling Stones ...* oder *vielleicht geht's auch irgendwann mal ohne Nervereien, da muss doch auf die Dauer was zu machen sein* wie Bömbchen. Das verbreitete in den befassten politischen Stuben einiges Misstrauen. Dass dem Song ein authentisches Erlebnis Udo Lindenbergs zugrunde lag, wusste ich erst später. Dass er für eine Idee missionierte, war nicht zu übersehen. Dass sie aber einmal real werden könnte, glaubte damals nicht nur ich nicht.

Drei Jahre später hatte er die »Rock'n'Roll-Arena in Jena« nachgelegt und seine Freundin aus Ostberlin schon in einer großen Fangemeinde verortet, für die er singen wollte. »Doch die Funktionäre sind noch unentschlossen, diese ›westliche Müllkultur‹ sei nichts für

die Genossen«, argwöhnte er und traf ins Schwarze. »Unentschlossen« war eher tiefgestapelt. Das für Kultur zuständige Politbüromitglied, Kurt Hager, lehnte ein Gastspiel ab. Zwar waren ein paar Lindenberg-Lieder im Programm des Jugendsender DT 64 aufgetaucht, was wie eine Privatinitiative von Redakteuren erschien. Sonst herrschte Funkstille. Songs und Lebensart der dubiosen »Nachtigall« wurden für abwegig gehalten. Das änderte sich im Jahre 1982. Was war passiert?

Auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges ist die atomare Bedrohung des europäischen Kontinents zu einem grauerregenden Szenario eskaliert. Immer mehr Menschen erkennen in der beabsichtigten Aufstellung der Pershing II und Cruise Missiles die neue Militärstrategie des Pentagon, einen begrenzten Atomkrieg auf das »Schlachtfeld Europa« zu lenken. In West und Ost wachsen Angst und Zorn. Reichen die bestehenden Vernichtungspotentiale beider Seiten nicht schon längst zur Auslöschung der Menschheit? Und wer sollte noch in der Lage sein, Irrtümer bei einem einmal erteilten Angriffsbefehl zu korrigieren? Europa darf kein Euroshima werden.

Am 15. und 16. November 1980 tagt das »Krefelder Forum«, zu dem unter anderen Martin Niemöller, Gösta von Uexküll, Petra Kelly und Gert Bastian eingeladen hatten. Der von diesem Forum ausgehende Appell fordert die Bundesregierung auf, ihre Zustimmung zur Stationierung von Pershing-II-Raketen und Marschflugkörpern in Mitteleuropa zu annullieren und »in der NATO künftig eine Haltung einzunehmen, die unser Land nicht länger dem Verdacht aussetzt, Wegbereiter eines neuen, vor allem die Europäer gefährdenden nuklearen Wettrüstens sein zu wollen«. Das ist Minimalkonsens in der westdeutschen Friedensbewegung, und so wird der Appell nach einem halben Jahr von 800 000 und bis 1983 von vier Millionen Menschen in der Bundesrepublik unterzeichnet. Auch von Udo Lindenberg, der auf der Abschlussveranstaltung des 2. Forums der Krefelder Initiative am 21. November 1981 in der Dortmunder Westfalenhalle mit seinem Kinderlied »Wozu sind Kriege da?« beeindruckt: *Herr Präsident, ich bin jetzt zehn Jahre alt / und ich fürchte mich in diesem Atomraketenwald. / Sag mir die Wahrheit, sag mir das jetzt, warum wird mein Leben aufs Spiel gesetzt?* Mit ihm sind bots, Eva Mattes, Knut Kiesewetter,

Klaus Hoffmann, Curt Bois, André Heller, Franz Josef Degenhardt, Dieter Süverkrüp, Hannes Wader, Erika Pluhar und Dietmar Schönherr auf die Bühne gegangen. Harry Belafonte singt »We Shall Overcome«. Das liegt genau am Puls jener aufgeregten Zeit. Wieder und wieder höre ich mir den als Doppel-LP veröffentlichten Mitschnitt an. Da fasziniert die Art, wie verschiedene Künste und Künstler für ein dringendes Menschheitsthema streiten. Das könnte doch auch eine Veranstaltungsidee für uns sein. Und wie sich Udo Lindenberg dazu gestellt hat, macht nicht nur mich aufmerksam.

Am 29. und 30. April 1982 erscheint ein Interview mit ihm in der »Jungen Welt«, das aufhorchen lässt. Da attackiert er die Bonner Politkontrollettis und verspottet die geschürte Angst vor den »bösen Roten«. Ich weiß nicht, ob etwas dran ist an dem Gerücht, dass die Redakteure kritische Anmerkungen zur Meinungsfreiheit in der DDR gestrichen haben sollen. Jedenfalls erwähnt Udo Lindenberg das Interview zu seinen Gunsten, als er am 23. August 1983 an Erich Honecker jenen folgenreichen Brief schreibt, der sein erstes Gastspiel in der DDR ermöglichen wird.

Vorher aber gibt es noch diversen Ärger. Anfang 1983 schickt Udo Lindenberg seinen »Sonderzug nach Pankow« ab. So oder so: Der Zug kommt an. Viele schmunzeln und finden das Unerhörte locker. Aber nicht nur im Kreis der Funktionäre, sondern auch unter Lehrern und anderen »gestandenen« Erwachsenen quer durch die DDR ziehen manche die Stirn kraus. So geht man nicht mit unserem Staatsratsvorsitzenden um. Die Sender schalten auf Index, Udo Lindenegs erste und einzige Platte in der DDR ist längst ausverkauft und muss aus keinem Ladenregal geräumt werden. Lediglich die Diskotheker geraten in Gewissensnöte.

Ich mag in anderen Fällen humorloser gewesen sein, aber der »Sonderzug« amüsiert mich. Selbst die größten Despektierlichkeiten à la »sturer Schrat« finde ich noch immer mit augenzwinkerndem Charme getextet. Vor allem die besungene Lederjacke geht mir nicht aus dem Kopf. Das änderte aber nichts daran, dass der Titel bei den meisten Leuten, die das gewünschte Gastspiel letztlich

zu entscheiden haben, zunächst die Reiznummer eins bleibt. Eine »Rock'n'Roll-Arena« in Jena oder anderswo in der DDR scheint es sobald nicht zu geben.

Nun schreibt Udo Lindenberg seinen Brief, der am 5. September 1983 beim Vorsitzenden des Staatsrates eingeht und von Erich Honecker noch am selben Tag an Egon Krenz weitergereicht wird. Der lässt mich lesen. Udo Lindenberg schildert seine vergeblichen Bemühungen, in der DDR aufzutreten, und vermutet, dass einige seiner Auftritte im westlichen Showgeschäft »Irritationen hervorgerufen« haben könnten. Dabei hätte er doch schon vor längerer Zeit in der »Jungen Welt« ausführlich seine Gründe für ein Engagement in der Friedensbewegung dargelegt. Erich Honecker streicht diesen Teil des Briefes an. »Umso mehr hat es mich irritiert«, beklagt Udo Lindenberg weiter, »dass andere aus dem Showgeschäft in Ihrem Staat auftreten konnten und ich nicht.«

Die Anderen sind im etwas uncharmanten O-Ton des »Sonderzugs« die kleinen *Schlageraffen*, die in der DDR *ihren ganzen Schrott zum Vortrage bringen* durften. Udo bittet Erich Honecker, den Sonderzug-Text als ein Dokument seiner Irritation aufzufassen. Es hätte ihm ferngelegen, den Staatsratsvorsitzenden »mit diesem Liedchen zu diskreditieren. Im Gegenteil.« Einer solchen angedeuteten Entschuldigung hätte es gar nicht bedurft. Denn Erich Honecker scheint die Art, in der er angesungen wird, zu gefallen. Jedenfalls markiert er noch den Absatz: »Ich möchte im Palast der Republik oder beim Festival des politischen Liedes wie andere Rocksänger auftreten. Im Rahmen einer Solidaritätsveranstaltung würde ich selbstverständlich auf ein Honorar verzichten. Das mache ich hier bei Konzerten ›Künstler für den Frieden‹ oder bei anderen politischen Veranstaltungen ebenfalls. Über das, was ich singen würde, lässt sich auch reden.« Der Staatschef, der zum Briefabschluss noch als alter Wiebelskirchener Trommler vom RFB begrüßt wird, wendet sich nach der Lektüre an Egon Krenz mit der Frage: »Kann der Udo Lindenberg denn nicht mal bei uns auftreten?« In unseren Kreisen versteht man sowas nicht als Frage, sondern als Auftrag. Und die Kulturetage des FDJ-Zentralrats, wo dieser alsbald landet, befindet: ein origineller.

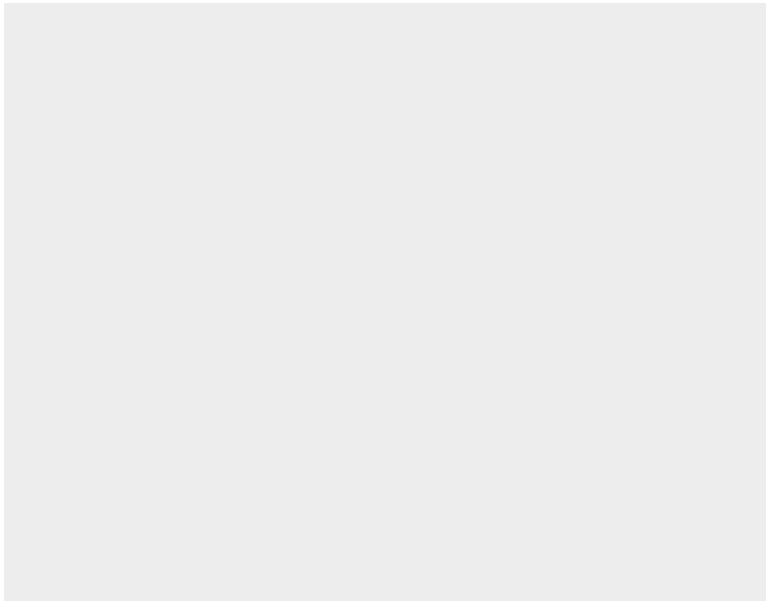
Drei Tage später hat Erich Honecker die Antwort von Egon Krenz. Darin steht zwar auch etwas von widersprüchlichen politischen Positionen Udo Lindenberg. Aber bei der Formulierung des Briefentwurfs an Erich Honecker haben wir vor allem das Engagement des populären Rockers in der westdeutschen Friedensbewegung hervorgehoben und ausgemalt, wie sehr eine Einladung an Lindenberg gerade der Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend, unserer Bruderorganisation in der BRD, das Leben erleichtern würde. Das sitzt hundertprozentig.

Im Krenz-Schreiben wird ein solcher Auftritt Udo Lindenbergs vorgeschlagen, wie dieser ihn im Brief an Honecker selbst angeregt hat: im Rahmen einer Manifestation. Das heißt: gemeinsam mit anderen Künstlern. Umgehend gibt Erich Honecker sein »Einverstanden«, und als Kultursekretär des Zentralrats der FDJ erhalte ich von Egon Krenz den Auftrag, die Sache zu verhandeln. So etwas Ungewöhnliches habe ich noch nie gemacht.

Vor allem weiß ich, dass man selbst mit dem »Einverstanden« Erich Honeckers ein Projekt noch nicht in trockenen Tüchern hat. Es kann noch immer sein, dass eine dritte Seite gravierende Einwände, zum Beispiel Sicherheitsbedenken, erhebt und sich vom Generalsekretär das gleiche »Einverstanden« zum Abblasen einholt. Ich will wenigstens die Vorgespräche möglichst still über die Bühne bringen, und so laden wir Udo Lindenberg nach Weißensee, in ein kleines FDJ-Gästehaus in der Pistoriusstraße ein. Das Bedienungspersonal weiß nicht, wem es an diesem Tag servieren soll. Dadurch will ich vermeiden, dass durch Indiskretion herbeigerufene Fanschwärme zur Tagesmeldung bei der Volkspolizei werden. Ich fürchte Halbsätze wie: *Na, wenn das schon so losgeht ...*

Udo Lindenberg kommt mit seinem vertrauten Organisator Michel Gaißmayer und Christina Erikson, einer schwedischen Fotografin, sagt zu unserer kleinen Verhandlungstruppe »Hallöchen« und behält den Hut auf. Es gibt Smalltalk, bis die Serviererin Kaffee und Kuchen bringt. Woher sollte ich wissen, dass sie ein besonders heißer Lindenberg-Fan ist? Jedenfalls bricht sie auf der Türschwelle beinahe zusammen, setzt mit Mühe das Tablett auf eine feste Unterlage und





Mit Udo Lindenberg

wirft sich dem unvorbereiteten Gast stürmisch in die Arme. Zunächst ist niemand amüsiert, am wenigsten Lindenberg, dem der Hut verrutscht. Aber dann lockert es doch die Atmosphäre auf.

Wenig später ereignet sich die sogenannte Pinkelepisode, auf die Udo Lindenberg gelegentlich zurückkommt. Zum Beispiel, als er dem »Stern« erzählte: »Bereits bei den Vorbereitungen eskortierte mich FDJ-Sekretär Hartmut König auf die Herrentoilette. Er gab mir eine halbe Stunde Tipps, was ich auf dem Konzert nicht sagen oder singen sollte. Der Typ verstand was von Musik, schließlich hatte er für den Oktoberklub das Lied ›Sag mir, wo du stehst‹ geschrieben und stieg später sogar zum Stellvertretenden Kulturminister auf.«

Anderswo steht, ich hätte ihn zum Pinkelgang geradezu aufgefordert. Alles Quatsch. Udo Lindenberg hat sich diskret nach den Räumlichkeiten erkundigt, und ich begleite ihn. Erst vor den Fliesen kommt mir der Gedanke, ihm den »Sonderzug« für seinen Auftritt auszureden. Mit dieser Nummer im Programm, fürchte ich, könnte

alles scheitern, und weil ich Udo Lindenberg's Begleitung nicht kenne, halte ich die Vier-Augen-Situation für besser geeignet, meine Sorge loszuwerden, als am Verhandlungstisch. Keiner soll später behaupten können, Udo sei bei unseren Absprachen inhaltlich eingeknickt, falls er auf den Song verzichtet. Er ist aber völlig locker und sagt: »Keine Panik«, alles würde sich finden. Ich habe den Eindruck, er wird den Song stecken lassen, weil sich dessen Sinn ja auch erfüllt hat.

Es gibt ein größeres Problem. Anders als in seinem Brief an Erich Honecker verbindet Udo Lindenberg den Auftritt im Rahmen eines Friedensprogramms, wofür wir den Abschluss einer ohnehin geplanten Liedertour im Palast der Republik vorgesehen haben, mit der Forderung nach einer eigenen Tournee. Die FDJ-Seite am Verhandlungstisch kann das sogar verstehen. Wir halten sein OK zur Mitwirkung in unserem Programm für keine hohle Verbeugung, damit sich die Rock'n'Roll-Arenen auftun. Sein Engagement ist ehrlich. Und seine offensichtliche Sorge, in den heimischen Medien als politischer Stichwortgeber zusammengestrichen und vermöbelt zu werden, falls er sich in der DDR auf ein paar Friedenslieder reduzieren ließe, ist schwer von der Hand zu weisen.

Wir sind bereit, für diese Tournee etwas zu tun, und deuteten das unseren Verhandlungspartnern auch an. Aber wir haben für eine Zusage zu diesem Zeitpunkt wie auch später kein grünes Licht. Besonders Reinhard Heinemann, der die weiteren Absprachen führt, hat es schwer, den Fortgang in vernünftigen Bahnen zu halten. Zukünftige Kontakte zu Udo Lindenberg sollen von dessen Auftritt im Palast der Republik abhängen. Alles bleibt vage. Udo Lindenberg wird hingehalten. Er versucht brieflich, bei Erich Honecker eine Tourneeerlaubnis für das Frühjahr 1984 zu erhalten. Heinemann darf ihm aber nur vorschlagen, über seinen Wunsch nach dem Auftritt am 25. Oktober zu verhandeln. Das »Jodeltalent« hingegen dringt auf eine Klärung, die vor der Veranstaltung im Palast der Republik jedoch kaum noch möglich scheint.

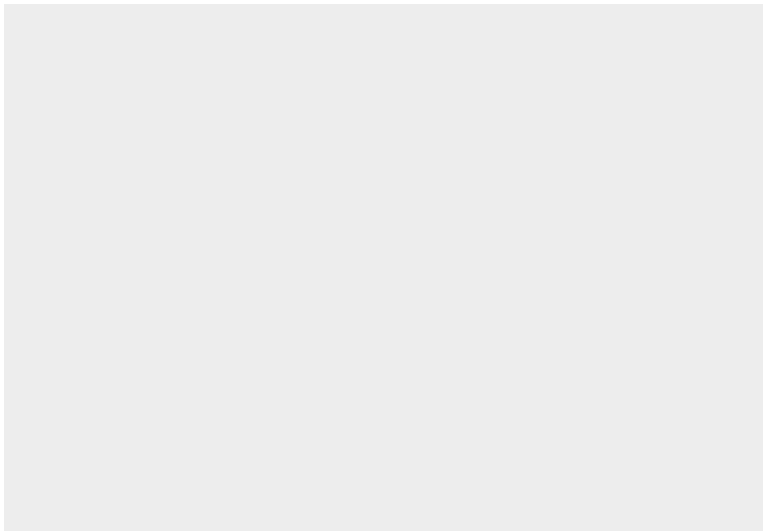
Dieses Lavieren geht Reini Heinemann mit seinem stolzen, geradlinigen Charakter derart auf die Nerven, dass er Udo Lindenberg am 8. Oktober 1983 auf dem Kopfbogen des Büros Festival des politischen

Liedes die erhoffte Zusage gibt. Neben den organisatorischen Angaben für die Ton- und Kameraprobe sowie das Eintreffen am Grenzübergang Invalidenstraße enthält sein Schreiben den ersehnten Satz: »Außerdem möchten wir unsere Einladung zu weiteren Konzerten mit Deiner Band im Jahre 1984 bestätigen.« Dazu hat er nach eigener Aussage das OK von Egon Krenz. Ich hingegen weiß von nichts. Aber eine alte Erfahrung besagt: Du sollst keine Klärung zur Unzeit herbeiführen! Ich lasse das also laufen. Udo Lindenberg kann eine schriftliche Einladung präsentieren. Und keiner rührt daran, denn der allseits gewünschte Erfolg des Konzerts im Palast der Republik hängt zu offensichtlich an diesem Faden.

Inzwischen hat auch Harry Belafonte eine Einladung von Egon Krenz zur Mitwirkung an der Veranstaltung angenommen. Bereits früher hatte er eine Visite bei der Akademie der Künste der DDR zugesagt. Nun war es glücklich gelungen, beides auf einen Termin zu legen. Ich denke, dass Fritz Rau, Konzertmanager und Freund Udo Lindenburgs, dabei seine Finger im Spiel hatte. Wohl auch deshalb, weil an der Schulter des Weltstars aus den USA eine westdeutsche Medienschelte gegen Lindenburgs gewagten Ostausflug schwieriger sein würde.

Am 25. Oktober fährt Reinhard Heinemann mit seinem Privatwagen zur Invalidenstraße, um Udo Lindenberg abzuholen. Danach begrüßen wir Harry Belafonte in Begleitung seiner Frau und seiner Musiker auf dem Flughafen Schönefeld. Später gibt es eine Pressekonferenz im Internationalen Pressezentrum mit Harry Belafonte, Udo Lindenberg, Shanna Bitschewskaja aus der Sowjetunion und Perry Friedman, die ich zu leiten habe. Der Saal ist überfüllt, und die Auswahl der Journalisten, denen ich in der zur Verfügung stehenden Zeit das Wort geben kann, bleibt zufällig.

Aber ich habe ein glückliches Händchen. Gleich zu Beginn wendet sich ein Pressemann an Harry Belafonte und bittet ihn um Stellungnahme zu einem Vorfall, den wir noch gar nicht kennen. Soeben ist von den Nachrichtenagenturen gemeldet worden, dass die USA in die kleine Karibikinsel Grenada eingefallen sind. Dort hatte der junge Maurice Bishop, der während seines Jura-Studiums in London zu den



Pressekonferenz mit Udo Lindenberg und Harry Belafonte

68ern und zur Black-Power-Bewegung gestoßen war, 1979 die sozialistisch orientierte New Jewel Movement gegründet. Nach einem von der Bevölkerung weitgehend unterstützten Umsturz im selben Jahr hatte er als Premierminister die Regierungsgeschäfte übernommen und sich hilfesuchend an Kuba und die Sowjetunion gewandt.

Jewel stand für »Joint Endeavor for Welfare, Education and Liberation«, und Bishops Partei wie er selbst genossen unter der Bevölkerung große Sympathie. Harry Belafonte, dessen politisches und soziales Engagement weit über die Grenzen der USA reicht, wurde ein freundschaftliches Verhältnis zu Bishop nachgesagt. Welche Tragik legte sich über diese karibische Hoffnung, als Maurice Bishop am 19. Oktober 1983 von Gegnern aus der eigenen Partei exekutiert wurde. Die USA haben diesen Vorgang zum Anlass genommen, um an jenem 25. Oktober 1983 unter dem Codenamen »Operation Urgent Fury« ihre Invasion zu starten.

Harry Belafontes Gesicht versteinert. Er ringt sekundenlang um Fassung, um dann mit einem scharfen Statement den Überfall zu verurteilen. Er tut es unter dem Vorbehalt der Richtigkeit dieser Nach-

richt, aber die folgenden Stunden lassen keinen Zweifel. Als ehemaliger internationaler Sekretär des FDJ-Zentralrats mache ich mir in diesem Moment Sorgen um die Gruppe junger Entwicklungshelfer – wir nennen sie FDJ-Freundschaftsbrigade –, die wir nach Grenada entsandt haben und deren Schicksal nun ungewiss ist. Später erfahre ich, dass ihnen, anders als den ums Leben gekommenen kubanischen Freiwilligen, die Flucht in die sowjetische Botschaft gelungen ist. Zu dieser Stunde wird offensichtlich, was die Geschehnisse in Grenada mit den für Europa bestimmten amerikanischen Raketenplänen verbindet: die politische und moralische Skrupellosigkeit der US-Administration bei der Verwirklichung hegemonialer Ziele. Es ist ein trauriger Prolog für den Appell des Abends.

Auf die Frage nach weiteren Auftritten von Udo Lindenberg in der DDR antworte ich, dass das Büro Festival des politischen Liedes mit dem Künstler darüber gesprochen habe und dass alles bis zum Jahresende präzisiert werde. Dieses Statement ist nicht falsch, bleibt aber hinter der Zusage zurück, die Reinhard Heinemann brieflich gegeben hat. Wer nun aus meiner vorsichtigen Antwort den Schluss zieht, intern hätten wir eine Tournee längst zu den Akten gelegt, der irrt. Alles ist noch möglich. Deshalb widerspreche ich nicht, als Udo Lindenberg zur »Abrundung« seine Auffassung nachreicht, es sei über große Veranstaltungen in mehreren Städten der DDR gesprochen worden, das Ganze solle im nächsten Jahr stattfinden, was er in Form einer Einladung schriftlich habe. Ich ahne allerdings, dass die öffentliche Darstellung seiner detaillierten Wünsche einigen Sprengstoff für zukünftige Verhandlungen birgt.

Der große Saal des Palastes der Republik ist mit über 4000 Zuschauern bis zum letzten Platz besetzt. Die Karten sind größtenteils über Grundorganisationen der FDJ vergeben worden. Das ist bei Manifestationen, vor allem den weniger attraktiven, nicht ungewöhnlich. Aber hier, wo eine riesige Nachfrage herrscht, hat beim Verzicht auf einen öffentlichen Kartenverkauf die Auswahl eines politisch kalkulierbaren Publikums im Vordergrund gestanden. Vor allem sollte keine auf Udo Lindenberg eingeschworene Fankurve – zum Beispiel durch Intole-

ranz gegenüber anderen Mitwirkenden – die Botschaft der Veranstaltung kippen können.

Später fällt es schwer, solche Entscheidungen zu erklären. Wir glaubten leider immer wieder, Führung sei selbst da angebracht, wo eigenes Engagement längst seine Wege gefunden hat. Was den Raketepoker betrifft, so hätten wir allein an der Popularität des »Karat«-Songs »Der blaue Planet«, ablesen können, wie groß der inhaltliche Konsens unter der Jugend in dieser Frage ist. Karten für die Festivals des politischen Liedes oder später die nationalen und internationalen Rockkonzerte werden jedenfalls frei verkauft.

Als Höhepunkt ist Harry Belafonte gesetzt, eine andere Dramaturgie wäre für diesen Abend undenkbar gewesen. Udo Lindenberg und sein Panik-Orchester haben neben den Friedenssongs »Wozu sind Kriege da?« und »Kleiner Junge« noch zwei weitere Titel ins Programm genommen, Thematisch fallen sie aus dem Rahmen. Aber wenn man bei dem tröstenden Text *die anderen Miezzen, die warten doch schon / die sitzen in Honolulu / im weißen Sand am Palmenstrand / oder in Konstantinopel oder im Sauerland* eben voraussetzt, dass zuvor keine Atomraketen auf Honolulu, Konstantinopel, das Sauerland oder den Palmenstrand gefallen sein dürfen, dann erscheint das genauso logisch, wie dass Belafontes »Matilda« unverseuchte Luft zum Atmen haben muss.

Es ist eher das Gesamtkunstwerk Lindenberg, das in diesem Zuschauerkreis für manches Erstaunen sorgt. Der flippige, so unerhörte Worte und Sätze ins Mikrofon nuschelnde Hutmensch, der sich Wasser ins Ohr gießt, um es tänzelnd auf den Bühnenboden zu prusten, der ist für manche gerade noch durch sein Friedensengagement tolerabel. Andere Besucher springen aus den bequemen Palastsesseln, um zu tanzen und ihrer »Nachtigall« zuzujubeln. Ich finde, dass man die Toleranz, die Udo Lindenberg durch seine Mitwirkung unserer Seite entgegenbrachte, auch ihm schuldet.

Dass Udo Lindenberg auf der Bühne erklärt, er wolle den ganzen Raketenschrott weghaben, die Pershings wie die SS 20, ist weniger aufregend, als von Beobachtern später behauptet wird. Zwar stehen in unserer Polemik vordergründig die amerikanischen Pershings und

Cruise Missiles am Pranger. Aber die sowjetischen Raketen werden dadurch nicht sakrosankt. Selbst Erich Honecker macht, wenn er von den Raketen als Teufelszeug spricht, keinen Unterschied zwischen ihrer Herkunft. Als deutscher Politiker sieht er die Gefahren für beide Seiten entlang der Staatsgrenze und handelt sich dafür manche Schelte aus Moskau ein.

Auch mit den Beiträgen der anderen Künstler aus der DDR, der Bundesrepublik, Chile, der ČSSR, der Sowjetunion, Italien und Irland, die zumeist mit Perry Friedman schon in mehreren Städten der DDR unterwegs gewesen sind, rundet sich der Abend aus der Sicht der Veranstalter zu einem großen Erfolg. Gekrönt wird er zweifellos von Harry Belafonte, der nach wenigen Augenblicken den Saal beherrscht, bestens gelaunt durch das Publikum tanzt und als künstlerische und moralische Autorität das Geschehen auf der Bühne dominiert.

Seit seiner Ankunft in Schönefeld sind wir von seinem bescheidenen und freundlichen Wesen fasziniert. Er erwartet keinen roten Teppich zur Begrüßung und ordert keinen Kaviar auf einer Cateringliste. Er stellt sich als Gleicher an die Seite seiner Band und dankt seinem Dolmetscher wie allen, die bei der Vorbereitung seines Auftritts behilflich sind, mit aufrichtiger Herzlichkeit. Er achtet jeden anderen Mitwirkenden und jeden Bühnenarbeiter. Seine Heiterkeit hat viele Facetten. Aber auch sein Zorn. Hier die ungläubige, ohnmächtige Wut beim Erhalt der Grenada-Nachricht und die beschwörende Ausdeutung von »Island In The Sun«, mit der er im Programm auf die Invasion reagiert, dort der schneidende Appell, die Raketen-Stationierungspläne zu durchkreuzen.

Eine Episode am Ende der Veranstaltung passt zu seinem Wesen. Wir haben Wolfgang Heinz, den legendären Mimen und Theaterintendanten, gebeten, die Brechtsche Mahnung zum Völkerkongress für den Frieden in Wien 1952 zu sprechen: *Lasst uns das tausendmal Gesagte immer wieder sagen, damit es nicht einmal zu wenig gesagt wurde! Lasst uns die Warnungen erneuern, und wenn sie schon wie Asche in unserem Mund sind! Denn der Menschheit drohen Kriege, gegen welche die vergangenen wie armselige Versuche sind, und sie werden kommen ohne jeden Zweifel, wenn denen, die sie in aller Öffentlich-*

*keit vorbereiten, nicht die Hände zerschlagen werden.* Es soll der programmatische Abschluss des Abends sein. Aber in den minutenlangen Beifall für Belafonte möchte der alte Professor nicht hineingehen. Er steht, auf ein Geländer gestützt, am äußersten Bühnenrand, bis Harry Belafonte ihn bemerkt und bei noch immer starkem Applaus ans Mikrofon führt.

Als ich mich am nächsten Morgen beim Frühstück von Harry Belafonte verabschiede, hat er noch die gute Laune des Vorabends. Beiläufig fragt er mich nach Udo Lindenberg. Er würde gern wissen, wer da wohl wen brauche. Lindenberg uns oder wir ihn. Ich habe als internationaler Sekretär diplomatisches Antworten gelernt, aber hier genügt schon die einfache Wahrheit: »Beide geben was, und beide wollen was.«

Udo will weiterhin seine Tournee. Als wir uns einen Monat lang nicht rühren, trägt die Post erneut einen Brief ins Staatsratsgebäude. Mit wohlüberlegten Begründungen schlägt Udo Lindenberg die Auftrittsorte für seine Tournee vor. Sie reichen von Rostock über Frankfurt an der Oder, Halle, Magdeburg, Leipzig und Dresden bis nach Weimar und Karl-Marx-Stadt (»schon des Namens wegen«). Egon Krenz ist inzwischen in die Politbüroetage am Werderschen Markt umgezogen. Dort erreicht ihn ein Glückwunsch von Udo samt Prösterchen auf Buttermilch. (Mit Buttermilch hatten – angeblich wegen ihres leberschonenden Effekts – Krenz und Lindenberg im Palast der Republik auf den Erfolg der Veranstaltung angestoßen.) Nun wird sie als Omen für die Tournee bemüht.

Aber erfolglos. Einerseits bemüht sich das Festivalbüro noch immer, Rettungsnetze auszuwerfen. Es schlägt einen gemeinsamen Auftritt von Udo Lindenberg plus Panik-Orchester mit der DDR-Rockband NO 55 und Louisiana Red aus den USA in Freiluftkonzerten vor. Reini Heinemann lässt auch deshalb nichts unversucht, weil er bei einer Absage das Unverständnis vieler westdeutscher Künstler und die Verärgerung von Fritz Rau befürchtet, der als internationaler Künstleragent ein wichtiger Strippenzieher für Konzerte in der DDR bleiben soll.



Andererseits hat sich eine einflussreiche Ablehnungsfront formiert, die vor allem Sicherheitsbedenken ins Feld führt. Dabei ist, im Kontrast zu den weit überzogenen Sicherheitsmaßnahmen, an jenem 25. Oktober eigentlich nichts Aufregendes passiert. Fans, die keine Karte hatten, warteten tagsüber am Palast, um Udo Lindenberg zu sehen. Als er sich zeigte, gab es ein Gedränge, das kein Sicherheitsorgan der Welt nervös machen musste. Die meisten Fans gingen wieder, als ihr Idol aus dem Blickfeld war. Nachfolgende Randalen waren eher mäßig, einzelne »Zuführungen« völlig unnötig. In den meisten Fußballstadien war die Welt weniger heil. Aber Udo Lindenberg agiert im Nachhinein auch nicht glücklich. Anstatt den Vorschlägen des Festivalbüros einschließlich der Auftrittsorte noch ein bisschen DDR-internen Wirkraum zu geben, versucht er in Statements und seinem Song »Hallo DDR« eine öffentliche Erwartungshaltung zu erzeugen, die die DDR-Seite zur Freigabe seiner Marschroute zwingen soll. Das ist falsch kalkuliert und wird ihm auch prompt als Erpressung ausgelegt.

Noch verfahrenere ist die Situation, als das für den 14. Januar 1984 geplante Konzert der Kölner Rockgruppe BAP im Palast der Republik platzt und das Politbüro westdeutsche Rocksänger in der DDR nicht mehr gastieren lassen will. Udo Lindenberg sieht seine Tournee gefährdet, sein Impresario Fritz Rau schäumt vor Wut. Nach einer Verständigung zwischen Egon Krenz und Erich Honecker erhält Udo Lindenberg am 22. Februar 1984 einen abschlägigen Bescheid für seinen Tourneewunsch. Reinhard Heinemann teilt Udo Lindenberg brieflich mit, dass man sich nach dessen öffentlichen Äußerungen über Termin, Größenordnungen und Inhalt außerstande sehe, eine diesen Wünschen entsprechende Tournee in der DDR zu organisieren. Was Reinhard Heinemann da zu unterschreiben hat, grämt ihn noch mehr als mich. Ich sehe meine Befürchtung bestätigt, dass Udo Lindenburgs Versuche, auf die Tourneeausrichtung über die Medien Einfluss zu nehmen, das Projekt aufs Eis befördern würden. Ich finde es auch an der Zeit, sich anderen Projekten zuzuwenden. Reini Heinemann aber, der sein Wort gegeben hat, findet sich brüskiert und die Verfahrensweise ehrenrührig.

Allein Udo Lindenberg hat einen langen Atem, schickt uns seine LP »Götterhämmerung« einschließlich des Tournee-Songs »Hallo DDR« als Erinnerungshilfe. Gefolgt von »Sündenknall«, um uns weiterhin Lockerheit zu empfehlen. Das Jahr 1985 bringt uns die Scheibe »Radio Eriwahn«, auf der es auch eine musikalische Wiederbegegnung mit Shanna Bitschewskaja gibt. 1985 ist das Jahr der Weltfestspiele der Jugend und Studenten in Moskau. Udo fährt mit der BRD-Delegation in die sowjetische Hauptstadt und lädt uns zu seinem Konzert ein. Wir sind vernagelt und sagen ab.

Die nun einsetzende Funkstille währt bis Pfingsten 1987, als es am Brandenburger Tor Zusammenstöße von Jugendlichen mit der Volkspolizei gibt. Die Rockfans wollten einem auf westlicher Seite veranstalteten Rockkonzert zuhören. In einem offenen Brief an Erich Honecker lädt Udo Lindenberg die Schuld bei den »Rudi-Ratlos-Gangs von der Vopo« ab und schickt dem Staatsratsvorsitzenden, dem er nach »Sonderzug«-Manier eine Vorliebe für Rock'n'Roll-Musik unterstellt, eine seiner Lederjacken. Egon Krenz überrascht mich während der Juni-Tagung des ZK der SED mit der Bitte, einen Dankesbrief für die Lederjacke zu entwerfen, den er Erich Honecker zur Unterschrift vorlegen wolle. Aber ganz so steif dürfe der Schrieb nicht ausfallen. Das ist klar. Und während im Tagungsraum mit dem Verlesen des Rechenschaftsberichtes ein staubiger Tagesordnungspunkt seinen Verlauf nimmt, habe ich viel Freude dabei, diesen Brieftext auf weißem Papier mit blauen Linien zu konzipieren. Die Kladde habe ich noch heute. Nachdem die Grundidee »Die Jacke passt!« gefunden ist, schreibt sich der Text flüssig hin:

»Lieber Udo Lindenberg! Mit der Übersendung der Lederjacke haben Sie mir eine Überraschung bereitet, für die ich Ihnen danke. Natürlich ist das Äußere Geschmackssache, aber was die Jacke selbst betrifft: sie passt. Wenn ich es recht verstehe, ist sie ein Symbol rockiger Musik für ein sinnvolles Leben der Jugend ohne Krieg und Kriegsgefahr, ohne Ausbildungsmisere und Arbeitslosigkeit, ohne Antikommunismus, Neofaschismus und Ausländerfeindlichkeit. Und wenn ich Ihre künstlerischen Absichten nicht missverstehe, so richten sie sich (*im*

starken Maße) gegen Raketenwälder und SDI und plädieren für ein atomwaffenfreies Jahr 2000, für eine Koalition der Vernunft sowie die Einsicht, dass von deutschem Boden nie wieder Krieg, sondern nur noch Frieden ausgehen darf. Dieser Auffassung sind wir auch, und die Rockmusiker teilen in ihrer Aktion ›Rock für den Frieden‹ sowie bei vielen Auftritten hier und in aller Welt dieses politische und künstlerische Anliegen. *(Sie wissen ja aus eigenem Erleben, dass die DDR ein sehr jugend- und deshalb auch sehr rockfreundliches Land ist, und das nicht erst seit heute. Als guter Kenner dieser Szene ist Ihnen sicher nicht unbekannt, daß bei uns 110 professionelle Rockbands und über 2000 Amateurrockgruppen existieren. Sie spielen Woche für Woche vor Millionen Fans. Zu diesen Auftritten kommen zahlreiche Gastspiele ausländischer Gruppen.)* Wie sollte man angesichts dieser Tatsachen nicht unumwunden sagen: Ja, die Jacke passt. *(So erweist sich wieder einmal: Meldungen westlicher Medien über die DDR sind das eine und die Realitäten in unserem Land das andere. Die mir zugedachte Lederjacke werde ich dem Zentralrat der FDJ übergeben. Die Freunde finden sicher einen Weg, sie einem Rockfan zukommen zu lassen – vielleicht sogar über eine Solidaritätsaktion zugunsten der antiimperialistischen Solidarität. Ich bin sicher, dass das Ihre Zustimmung findet.)* Nochmals herzlichen Dank. Für Ihre Arbeit wünsche ich Ihnen Erfolg und gutes Gelingen. Übrigens, da Sie gelegentlich auf meine musikalische Vergangenheit zu sprechen kommen, schicke ich Ihnen eine Schalmey. Viel Spaß beim Üben. Mit freundlichem Gruß Erich Honecker.«

Eine Schalmey erscheint mir deshalb witzig, weil Udo nun zwangsläufig ein neues Instrument erlernen muss, wenn er ein symbolträchtiges Spielzeug auf der Bühne haben will. Vorsorglich überprüfe ich, ob das Zentrale Schalmeyenorchester der FDJ eine solche Signalhupe vorrätig hat. Egon Krenz guckt etwas verblüfft auf den Entwurf und fragt halblaut, ob man das einem Staatsoberhaupt vorlegen könne. Dann aber findet er Gefallen an den Zeilen, fügt noch die oben in Klammern angeführten Passagen ein und ersetzt meinen deplatzierten »sozialistischen« durch einen »freundlichen Gruß«. Erich Honecker, amüsiert, soll ohne Zögern unterzeichnet haben.

Mit Schreiben und Schalmei schicken wir zwei Zentralratsmitarbeiter in das Westberliner Hotel Intercontinental, wo Udo Lindenberg wohnt. Als sie sich zurückmelden, beschreiben sie einen fassungslosen Empfänger. Dieser bedankt sich handgeschrieben – natürlich nicht, ohne auf ein Rockkonzert in der DDR zu hoffen. Und als die »Junge Welt« mit ihrer Millionenaufgabe den Brief samt Schalmei unter der Überschrift »Die Jacke passt« veröffentlicht, wird diese Ausgabe zur Bückware.

Kurz darauf hat Eberhard Aurich, der Egon Krenz als 1. Sekretär des Zentralrates der FDJ nachgefolgt ist, einen bei Brieffreund Erich Honecker eingegangenen neuen Vorschlag Udo Lindenbergs auf dem Tisch. Für Ende August, den Vorabend des Weltfriedenstages, schlägt er ein großes internationales Open-Air-Konzert unter seiner Beteiligung in Ostberlin vor. Sicherlich würde Fritz Rau keine Mühe haben, renommierte westliche Künstler zu verpflichten, und so kriegt auch der FDJ-Zentralrat Spaß an der Sache.

Warum das in der Oberleitung als zu riskant angesehen wird, bleibt uns unverständlich. Wir denken, ein solches Projekt würde der Vorbereitung des Honecker-Besuches in der BRD gerade gut zu Gesicht stehen. Während seiner Visite besucht Erich Honecker auch Friedrich Engels' Geburtsstadt Wuppertal, wo ihm Udo Lindenberg vor laufenden Kameras eine Elektroklampfe mit dem Slogan »Gitarren statt Knarren« überreicht. Und als der sich bedankt, trauen wir unseren Ohren kaum. Erich Honecker wünscht der »Nachtigall« nicht nur weiterhin viel Erfolg, sondern ruft ihm ein kräftiges »Auf Wiedersehen in der Deutschen Demokratischen Republik« zu. Er hoffe, dass dies recht bald sei, und er werde die FDJ bitten, das zu organisieren. Ist das wieder ein Auftrag?

Der FDJ-Zentralrat hat seine Vorstellungen über ein internationales Friedenskonzert unter Beteiligung von Udo Lindenberg noch nicht zu den Akten gelegt. Und bei den Rock- und Lindenberg-Fans keimt neue Hoffnung. Udo hat ein Gespür dafür und lässt neue Vorschläge für Open-Airs in Berlin und Dresden in den Briefkasten des Staatsrates stecken. Erich Honecker meint in Verkennung der

örtlichen Gegebenheiten, dass die Insel der Jugend in Berlin-Treptow ein geeigneter Auftrittsort in der Hauptstadt wäre und übergibt die Angelegenheit Egon Krenz. FDJ-Chef Eberhard Aurich plant schon mal Konzerte in Rostock, Karl-Marx-Stadt und Berlin. Aber das MfS stellt sich quer. Nun haben alle die Nase voll. Lindenberg's Crew auf der einen und der FDJ-Zentralrat auf der anderen Seite. Und obwohl wir inzwischen durch die ersten großen Open-Airs mit Barclay James Harvest und Bob Dylan viel gelernt haben und souveräner geworden sind, soll es zu einem neuen Auftritt von Udo Lindenberg in unserer Amtszeit nicht mehr kommen. Erst Anfang 1990 geht sein Tourneewunsch bei anderen Veranstaltern in Erfüllung.

Wie konnte ein westdeutscher Sänger die ostdeutsche Führung derartig lange und ausgiebig beschäftigen? Er trieb ein meisterhaftes Spiel mit den westlichen Medien, die seine eigenwillige Kontaktsuche goutierten oder verrissen. Egal, ständige Medienpräsenz eines die DDR tangierenden Themas in der Bundesrepublik hatte unfehlbar höchste Aufmerksamkeit in unseren Machtetagen zur Folge. In der DDR-Politik spielte, wohl als Rudiment des jahrzehntelangen Ringens um staatliche Anerkennung, das westdeutsche Medienecho eine fast krankhaft überbewertete Rolle. Und dass sich Erich Honecker, ein bisschen aus Eitelkeit, ein bisschen um der Entkrampfung der deutsch-deutschen Verhältnisse willen, auf Lindenberg's Ansprache einließ, setzte den Punkt auf's i.

Dabei war Lindenberg kein Narziss. Und auch nicht allein mit Vermarktungssinn stellte er sich als Gesamtkunstwerk in den Ostwind. Er hatte durchaus eine Vision von Annäherung. Das war ein Thema für ihn, und wir verstanden dessen Polyphonie. Solange es um die großen Menschheitsfragen von Abrüstung und Völkerverständigung ging, wollten wir seinen O-Ton in unser Weltbild holen. Aber bei den sehr persönlichen Balladen deutsch-deutscher Annäherung fürchteten wir das Gift der Konvergenz.

Wir ängstigten uns vor harmlosen Liedern, wo doch ganz andere Befürchtungen nötig gewesen wären. Der wichtigste Selbstschutz gegen alle politischen Roll-Back-Szenarien – die souveräne Behauptung

des ehrlichen sozialistischen Ideals – war im DDR-Alltag versandet. Wir verdrängten das und luden unseren Unmut auf Lindenberg, der den kleinen Finger in eine große Wunde gelegt hatte und doch vor allem eins nicht sein wollte: ein früher Besserwessi. Wenn ich über verpasste Chancen nachdenke, hat die Lindenberg-Saga ihren Platz. Das Ganze einfach vergessen? Keine Chance. Mein Haus steht in einer Lindenberger Straße. Und ist erst gegen Lebensende abbezahlt.